



THE LIBRARY



CLASS 830

BOOK M72



# Modernes Leben.

Ein Sammelbuch der

## Münchener Modernen.

Mit Beiträgen von:

Otto Jul. Bierbaum, Julius Brand, M. G. Conrad,  
Anna Croissant-Ruß, Hanns von Guppenberg,  
Oskar Panizza, Ludwig Scharf, Georg Schanberg,  
Julius Schanberger, R. v. Seydlich, Fr. Wedehind.

Motto: „Jeder nach seiner Art“.

Erste Reihe.

München 1891

Verlag der Münchener Handelsdruckerei & Verlagsanstalt  
W. Pöckl, Goethestraße 3.

Zweite Auflage.



# Modernes Leben.

---

Ein Sammelbuch

der

## Münchener Modernen.

---

Mit Beiträgen von

Otto Julius Bierbaum, Julius Brand, M. C. Conrad,  
Arna Croissant-Rust, Hanns von Gumppenberg,  
Vokar Panizza, Ludwig Scharf, Georg Schaumberg,  
Julius Schaumberger, R. v. Seydlitz, Fr. Wedekind.

Motto: „Jeder nach seiner Art“.

Erste Reihe.

Zweite Auflage.



München 1891.

Verlag der Münchener Handelsdruckerei & Verlagsanstalt M. Poeschl.

Alle Rechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF MINNESOTA LIBRARY

830  
M72

Der  
Gesellschaft für modernes Leben

SEP 13 '30 Zellman 600

zu eigen.

1316280



Otto Julius Bierbaum.



## Waschermadchensgeschichte.

Des Juristen Colline sehr weltliche Briefe an den  
Gottesgelahrtsamkeitsbesessenen Marcel.

## 1.

Oh Du Rauhbein!

Ich glaube, es war zur Zeit, als ich meine Pöbelkette noch  
nicht vergessen hatte, da ich Deinen letzten Brief erhielt. Was soll  
das heißen? Höre mal, Du . . . aber ich will nicht schimpfen.  
Ich bin ja so begünstigt, so rasend glücklich!

Ach!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!

Bitte, sieh Dir mal das Ach mit seiner Ausruferzeichenbrigade  
an. Das sind keine gewöhnlichen Ausruferzeichen, Verehrtester, das  
sind Biedererzählungs-Ausrufzeichen, bla, stramm, Grundschriftausrufer-  
kräftig. Sieh' sie genau an! Es sind Symbole der Wägen inalter  
Jeanette.\*)

Hallih und Halloh! (Grüne nicht so niederträchtig, Sumpfsuhn!)

Also: ich bin fabelhaft glücklich.

Woho? Höre:

Was ist mein Schatz? — Eine Plättchenkette.

Wo wohnt sie? — Unten am Grise,

Wo die Jar rauscht, wo die Brücke steht,

Wo die Wiese von flatternden Hemden weht:

Da liegt mein Paradies.

Im allerkleinsten Hause drin,

Mit den Fensterläden grün,

Da steht mein Schatz am Bügelbret, —

Hoiho! wie sie hurtig den Bügelstahl dreht!

Gott! wie die Wangen glühen.

\*) Die Offizin besah leider keine Ausruferzeichen von der symbolischen  
Wucht dieser, die Herr Colline in der Handschrift mit viel Ausdruck gemalt  
hat. — Anm. des Setzers.

In weißen Röckchen steht sie da,  
 Ihre Bluse ist blumig bunt;  
 Kein Nieder schnürt, was brunter sich regt,  
 Sich wellenwöhlig weich bewegt:  
 Der Brüste knospendes Rund.  
 Vorüber geh ich allmorgens früh,  
 Schau tief ihr ins Auge hinein,  
 Da liegt meine Lust, meine Liebe, mein Glück,  
 Die lachende Kunde: Komm' abends zurück, —  
 Das Waschermahl ist Dein!

Capierst Du, alter Junge? Wertst Du was? Na freilich,  
 so obenhin mußt Du schon was riechen. Aber das sag' ich Dir  
 gleich: einen richtigen Begriff kannst Du Dir nicht machen. Das  
 geht über Theologenbegriffe.

Wies geschah, daß ich sie kennen lernte? Zum Teil steht's in  
 diesem herzverrückten Hurrahliede; was fehlt, ergänze dir aus dem  
 folgenden, das ich, seiner blüheranten Handwerksburschenlieb-Klang-  
 farbe wegen uenne:

Im alten Ton:

Der Frühling kam, die Knospen sprangen,  
 Da bin ich auf die Wiese,  
 Ja Wiese,  
 Alleine hinausgegangen.  
 Ich ging allein  
 Und kam zu Zwein:  
 Mit einem holden Kinde;  
 Das hab' ich geküßt auf den roten Mund  
 Wol unter der grünen Linde,  
 Dem hab' ich den Blick in die Augen gesenkt,  
 Das hat mir seine Liebe geschenkt,  
 Und hat mir gelacht  
 Zum Lohn bei der Nacht,  
 Zur Seite geschmiegt mir im Bette:  
 Ein Waschermahl ist mein Schatz,  
 Mein brauner, mein wilder, mein lustiger Schatz  
 Und heißt: Jeanette! —

Ich denke, das genügt.

Ja, unter einer grünenden Linde wars. Bisher habe ich geglaubt, grünende Linden, Fliederlauben, Jasminbüsche und dergleichen seien bloß lyrische Requisiten, die man Keims halber und weil sich dabei so was liebes riechen und ahnen läßt, zwischen die Verse streut wie Rosinen in den Stollenteig, aber jetzt, mein frummes Gemüte, jetzt weiß ichs besser. —

In der That: es existieren wirklich und wahrhaftig so gute, liebesgnädige Dinge auf der Welt, und nicht weit von Oberförhring steht, (dös woaß i!) eine ganz reale Linde, von der ich es beschwören kann mit einem leiblichen Eide, daß unter ihr Zweie saßen, (a biß kalt war noch der Boden vonwegen der Frühlingsfeuchte) die sich abgeküßt haben und gepreßt, als ob sie zu nichts weiter da wären auf dieser schönen Welt. Und doch war es des Einen leberne Pflicht, der beiden Rechte mannigfache Materien zu traktieren, und die Andere (ich bitte Dich! daß es eine Die war, hast Du bemerkt?) und die Andere hatte mindestens noch sechs Duzend Oberhemden zu bügeln.

Oh du leichtsinnige Jugend!

Was waren uns sämtliche corpora juris mit sammt allen Oberhemden der Welt! Schnuppe waren sie uns, mein Holber, wurstcht und schnuppe. Nichts interessierte uns, rein gar nichts, als unser warmes Beieinander, das Beinanbein und Brustanbrust und Mundanmund und Auginaug. Rein Du: so ein Glück! So ein dummes, holdseliges Glück.

„Geh, moagst mi wirkli?“ sagt Jeanette. „Ja freilli, Mauferl“, sag' ich, — und so was ist einem lieber, als sämtliche Dialoge in sämtlichen Dichtern.

Mit welchem Axiom ich verbleibe  
Dein

Colline. —

## 2.

Mensch!

Rein: nicht Mensch: Theologe! Jessas naa, was hast Du mir da für einen Brief geschrieben! Kerl: Du bist schnoddrig! Ja, schnoddrig, d. i. „norddeutsch“. Ich soll Dir „etwas vernünftig“,

„klar“, „wie, wann und wo, und ohne Verse“ schreiben. Teufel auch! Vernünftig! Aber ich bin's ja nicht. Klar! Aber ich taumle ja in den lustigsten Wolken. Wie und wo und wann und ohne Verse! Aber ich kenne ja kein wie und wo und wann mehr und ich lebe ja in Versen. A, geh' weiter, Du langfüßiges Ungeziefer. Laß mir mei' Ruh!

Also kurz und gut: Jeanette und ich fressen uns noch immer vor Liebe.

Wochentags hat sie Leiber immer zu tun.

(Weißt Du: das Hemdenbügeln ist ein strengerer Eyrann als die Jurisprudenz.)

„I kann net!“ sagt sie.

„Warum denn nicht?“ sage ich.

„Weil i arb'n muah,“ sagt sie.

„A, laß' mal die Hemden schwimmen!“ sag' ich.

„Du, hös geht sei net, wenn i do muah!“

Was will ich da machen?

Ich laufe also nur so Stücker 10 Mal Tags an ihrem kleinen Häusel vorbei und freue mich, wie sie flott drauslos bügelt mit ihren fest runden Armen, und wie sie mich hell anlacht mit ihren braunen Augen. Aber abends! Ja dann! „In enger Kammer“ heißt das Lieb:

Ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Schrank.

Und mitten drin ein Möbel schlant:

Meine lustige, liebe Jeanette.

Braune Augen hat sie, wunderbar!

In wilden Ringeln hellbraunes Haar,

Rirschroter Lippen ein schwellend Paar.

Jeanette! Jeanette!

Am Fensterbrett ein Ephau steht,

Durchs grüne Geranke die Liebe späht,

Meine lustige, liebe Jeanette.

Türe auf; da liegt mir am Hals das Kind.

Meine mir beiden, es singt der Wind

Das Lieb von zweien, die selig sind, —

Jeanette! Jeanette!

„Die selig sind . . . !“ Ich dachte, das wäre wieder ein netter Briefschluß.

Hurrah!

Dein Colline.

## 3.

Also Du verzweifelst an mir, mein Säckchen. Na, ich glaub's gerne. Und trotzdem bist Du „gespannt auf die Entwicklung“. Entwicklung? Nir wird entwickelt. Tra lorum lorum leier, — s'geht halt Alles seinen lustigen, leisen, lieben Gang. —

Jeanette und ich, und ich und Jeanette, wir kriegen uns nicht satt. Ja, — n' bisl gezanft haben wir uns schon, aber mein Gott, das ist bloß zur Abwechslung.

Sie: „A geh, Du bist a Fäbling!“

Ich: „Was für'n Ding?“

Sie: „A Fäbling bist.“

Ich: „Sooo?“

Sie: „Ja, recht fad bist.“

Ich: „Warum denn?“

Sie: „Warum gehst am Sonntag net mit mir aus?“

Ich: „Weil ich Dich allein haben mag.“

Sie: „Allweil alsoan; dös is ma z'fad!“

Ich: „Mächst Du mit andern 'rum pouffieren!?“

Sie: „A geh! Sei net so trapft! A Musi mecht' i hörn.“

Ich: „Wo denn?“

Sie: „Woast . . . auf'n Löwenbräuteller, sagen's, is gar so fibell!“

Na, siehst Du, was will man da machen? Also gut: ich schleppte sie unter allerlei glockendes Volk in den Löwenbräuteller. Tags vorher aber machte ich vor lauter Sehnsucht „freie Rhythmen“, deren fragender, halbzweifelhafter Schluß übrigens dämlich unwahr ist, denn alle die schönen Dinge sind gar nicht mehr zweifelhaft für mich.

## M ü n c h n e r K i n d l.

Du Münchner Kindl mit lachendem Mick,  
Du runder Schneek, —

Willst Du mit Deinen braunen Augen  
Wirklich ins arme, schwankende, krankende  
Herz mir lachende, leuchtende, leichte  
Liebeslust senken?

(Schau, wie der Tannel des jauchzenden Herzens  
Selbst meiner Rhythmen bedächtige Füße  
Holtertipolter dahin läßt tollen,  
Zungen, ungeberdigen Vöcklein  
Gleich, voll unauständiger Liebe,  
Statt, daß manierlich sie tapp tapp;  
Wie die Lämmlein auf der Wiese,  
Auf der Wiese voll Butterblumen  
Deutscher Lyrik stille „wallen“.)

Ach, wie verheißungsvoll, ach, wie verheißungsvoll  
Lobend und üppig winken die Lippen Dein!  
Welch' eine mollige Kaze Du bist!  
Ach so schmiegsam und warm und weich!  
Doch im Auge der Hölle heißestes,  
Flammenbites Feuer . . .

Morgen im Löwenbräukeller! Wie heimlich  
Woll'n wir zusammen vor'm Maßkrug sitzen  
Und von e i n e m Ranke nippen.

Nippen?! Hilf Himmel! Du Münchner Kindl!  
Nippen, — ja wol! Nach Münchner Weise:  
Kernig schluckend und häufig.

Ho! Wie werden die Augen blitzen!  
Hei! Wie werden die roten Backen  
Lustig glänzen, just wie die Backen des  
Wappenmönchleins, das bierselig  
Ueber Monachias Tonnen wacht.

Ach, wie freu' ich mich und wie hoff' ich!  
Denn wer weiß, — gar viel ist möglich.  
Gott, wir sind am ende zum Schlusse

Ganz mit einander einig — Du weißt schon —  
 Süßes, rundes, braunes, liebes,  
 Allerliebste Münchner Kindl,  
 Und ich küsse die schwellenden Lippen,  
 Küsse die braunen, blühenden Augen,  
 Wähle im knisternden, schwarzen Haar und  
 Und — — — — — u. s. w.

Rein, wie ichs so abschreibe: Der Schluß ist verdammt verlogen, gerade als hätt' ich das Gedicht an ein Familienblatt schicken wollen. Aber es kam mir so, ich weiß nicht, — mir war wirklich zweifelhaft zu Mut. Weißt Du: ich frage mich doch oft: Dieser süße, liebe, herzensgute Kerl . . . es geht doch nicht auf die Dauer. Ach was! Wie dumm, daß solche Spinnestereien kommen. Aber auch sie wird manchmal so feucht in den Augen und schluchzt sich mir an den Hals und weint und fragt:

„Gell, Du gehst net fort von Münch'n?“

„Aber Maujerl!“

„Ja, wennst ausgstudiert bist . . .“

„Du! Das hat Zeit.“

„Aber gscheh'n tuats halt do' no'“.

Und da kann ich dann blos „busslerln“, bis sie an nix mehr denkt.

Aber meine Gedanken kann ich nicht fortbusslerln.

Was tun?

Dein Colline.

#### 4.

Aber so was! Wie falsch hast Du mich wieder verstanden! Rein: so dumm ist Jeanette nicht, daß sie ans Heiraten denkt. Diese Münchner Madln sind gescheiter, als ihr euch in eurer nord-deutschen Schulweisheit träumen laßt. Das sind geborene Realistinnen. Jeanette weiß, wie's kommt und kommen muß. Nur die Trennung, natürlich, weiß sie, wird schwer sein. Aber im Uebrigen giebt's da keinen blauen Dunst. Wir leben und sind glücklich: basta!

Im Freien sind wir am glücklichsten. Sonntags auf die Bahn, ins Schiff, an den Starnberger See und zwar dorthin, wo's

Dampfschiff nicht hält. Am liebsten ist uns da Santt Heinrich, ganz hinten, mitten im Walde, bloß die Kirchturmspitze guckt über die Buchen- und Birken-Wipfel.

Ich bin bekannt dort, bummelte einmal zwei Monate lang da herum, nährte mich schlecht und recht von Kalbsbraten und Rindfleisch in absolut sicherer Abwechslung und war stets glücklich, außer wenn von Seeshaupt oder Ambach Fremde vorüber kamen. Innerhalb 6 Wochen war ich damals so ganz und gar verbauert, daß ich mich wunderte, wenn mich jemand „Sie“ nannte. — Jetzt kannst Du Dir hoffentlich denken, wie kolossal nett's dort ist.

Vorigen Sonntag war ich mit Jeanette dort. Bis Seeshaupt zu Schiffe, natürlich 1. Classe. Jeanette sprach hochdeutsch und war riesig stolz darauf. Sie „hatte an ihr weißes Kleid, in dem so hold mein süßer Schatz mir schien“. Woher das Citat, alter Bibelheibuch? Na wart', später kriegst Du das ganze Gedicht. Bin noch nicht fertig. — Also bis Seeshaupt. Gottvoll da oben auf dem Verdeck, mit ein paar Engländern zusammen. Jeanette benahm sich vollendet wie eine kleine Prinzessin. Durchaus duldete sie nicht, daß ich ihr die Hand drückte.

Zu Stt. Heinrich erregte unser Kommen Sensation. Meinem alten Wirt stellte ich Jeanette als meine Frau vor. Der Gute sah unsre Hände an und lächelte.

„Trauringe versezt!“ sagte ich.

„Woß scho, woß scho!“ grunzte er.

Mein Freund Sepp, der Knecht, von dem ich damals mähen und breschen gelernt hatte, brüllte sein grandiosestes Lachen aus der Ecke.

„A grüß Gott Sepp!“ rief ich, „immer noch alleweil bejoffen?“  
Worauf er sehr treffend antwortete:

„I hoab die Ehr, den Herrn zu begrüßen“.

Zu dieser Umgebung legte Jeanette jede Spur von Hochdeutsch ab. —

Nachdem wir den ortsüblichen Kalbsbraten hinter uns hatten, schlugen wir uns in die Bäsche, welche dort liegen, wo der Weg nach Peitersberg führt.

.....

Es war sehr schön. . . . .  
 Jeanette im weißen Kleid zwischen dem sibielen Frühlingsgrün: süperb!  
 Wenn sie nicht anderweitig beschäftigt war, aß sie Brombeeren, d. h.  
 wir aßen sie zusammen. Sie steckte die Hälfte in den Mund und  
 die andere Hälfte biß ich ab. Das ist eine alte, allen Verliebten  
 erbeigentümliche Angewohnheit. Römer, Chinesen, Tungusen, Hebräer:  
 alle machen's so. Ich bin überzeugt, daß es auch irgendwo in der  
 Bibel vorkommt. Willst Du nicht so gut sein und mal nachseh'n? —

Als wir uns genug ausgestrolcht hatten, bummelten wir wieder  
 zurück. (Es kann nicht verschwiegen werden, daß Jeanette allerlei  
 blaue, rote und grüne Flecken an ihrem Kleide hatte. Da sie aber  
 vom Fach ist betreffs der Fleckenbeseitigung, so hat dies wenig zu  
 sagen.)

Auch sonst sahen wir etwas verwilbert aus, so daß uns der  
 hereindunkelnde Abend sehr willkommen war.

Folgendermaßen nahm sich unser Heimgang, d. h. der Gang  
 zum Dampfschiffe nach Seeshaupt aus:

#### S t e r n s u c h e n .

Der Tag war schön, die Liebe war heiß  
 Im Heu, im Heu, auf dem Moos, auf dem Moos.  
 Nun ist die Nacht gekommen,  
 Das Dunkel still und groß.

Nun gehn wir beide Arm in Arm  
 Nach Hause, nach Haus, durch die Nacht, durch die Nacht,  
 Nun ist sie furchtsam geworden,  
 Die hell in die Sonne gelacht.

„Koa Licht; ko Haus, i fiercht' mi so!“  
 — Aber Maus! Aber Maus! Sei gescheit, sei gescheit!  
 Geh'; mumm! dich in meinen Mantel!  
 Mein Mantel ist warm und weit.

In 'einem Mantel nun beide versteckt,  
 So schreiten wir enge, so schreiten wir warm,  
 Da steigt herauf am Himmel  
 Der Sterne schimmernder Schwarm.

Jeanette sieht die Venus:  
 „Geh' sag', wie heißt d e r Stern?“  
 — Der Stern, Schatz, heißt Jeanette.  
 Den hab ich jafrisch gern.

Jeanette guckt zum Himmel:  
 „I woäß jeh', was i thu.  
 I such an recht'n wüaften  
 Der wüaste der bist du!“

Und sucht und sucht und find't nicht.  
 Geh' laß das Suchen sein.  
 Die goldenen Sterne am Himmel  
 Sind alle gleich schön und rein.

Doch wenn du lange noch hinstiehst,  
 Werden alle vor Reid sie bleich,  
 Denn deinen Augen ist keiner  
 An schimmernder Schöne gleich.

Nur deine Sterne such ich,  
 Die sind so licht und klar,  
 Weg'n meiner mag sich trollen  
 Die ganze Glibberschaar.

Das hat ihr wohl gefallen.  
 Bald war'n wir am Halteplatz.  
 Kein Mensch auf der ganzen Erde  
 Hat so einen herzigen Schatz!

Ich hoffe, daß Du geschmackvoll genug sein wirst, dies Gedicht  
 nicht zu kritisieren. Mir hat's unsinnig viel Spaß gemacht.

Gehab' Dich wohl!

Dein Colline.

5.

Denke Dir, mein lieber, lustiger Theologe: Jeanette macht  
 Verse! Ja, wirkliche Verse, Reimverse! Eben kam Loni mit dem  
 „Wasschwag'!“ an meinem Fenster vorbeirasaunt, Loni, unsre Gruf-  
 botin, die nebenbei die „feine Wajsch“ ausfährt und sehr stolz ist,

daß sich darunter sogar die Nachtjaden einer Gräfin und dito hochderselben Unterhosen befinden, und diese selbe Loni warf mir im Vorüberlaufen folgenden Jeanettengruß ins Fenster (genau in Jeanetten-Schreibung):

## G s c h t a n z l.

Und di' mag i' busseln  
 Und di' mag i' gehrn  
 Du bist mir der Liawer  
 Von all die scheene Herrn.

Du hast liawe Nigeln  
 Und gschmach bist sei' recht  
 Und Du hast a guats Herzerl  
 Aber an Schnurrbart hast sei' net!

Na guc mal die Bosheit an! Als Nachschrift: „Du hast mir a Bersl versprochen'u a!“ (Was übrigens die Rechtschreibung anbelangt, muß ich erklären, daß Jeanette auf meinen Wunsch so schreibt, wie sie spricht. Oh, sie kann Hochdeutsch sehr schön schreiben!)

Wenn Loni zurückkommt, werd' ich ihr folgendes „Bersl“ überreichen:

## J e a n e t t e n s V i e d.

Keinen Leutenant will ich haben  
 Zum Herzallerliebsten mein,  
 Mein Liebster muß ein Studio,  
 Ein Studio muß es sein.

Ein'n Kranskopf muß er haben  
 Eine rote Schmarre drein:  
 Mein Liebster muß ein Studio,  
 Ein Studio muß es sein.

Auf den Pocken eine Mäse  
 Von dunkelrotem Schein,  
 Mein Liebster muß ein Studio,  
 Ein Studio muß es sein.

Brav trinken muß er können  
 Braun Bier und hellen Wein,  
 Mein Liebster muß ein Studio,  
 Ein Studio muß es sein.

Ein Schnurrbart muß ihn wehen  
 Von den roten Lippen sein,  
 Mein Liebster muß ein Studio,  
 Ein Studio muß es sein.

Der Schnurrbart in der letzten Strophe ist natürlich Tendenz-  
 poesie. —

Aber ist es nicht herrlich, so ein lieb' Mädel zu haben? Donnerwetter, ich muß Dir sagen: es giebt nichts Besseres, und paß auf, Junge: wenn ich ein gutes Examen mache, so ist bloß Jeanette schuld daran. Sie macht mich lustig, lustig zu allen Dingen, sogar zu juristischen. Ja, ich bin förmlich fleißig, alter Schwartenschwenter! Ich arbeite! Und alleweil fidel dabei! Daher geht mir denn auch alles lustig ein. Dinge habe ich in letzter Zeit kapiert, sag' ich Dir, von denen ich es nie für möglich gehalten hätte, daß ich sie je intus betäme.

Weißt Du, darin liegt's, was auch schon stud. jur. Wildfang Goethe gesagt hat: Nicht bloß liebeln leis mit Augen, — Sondern fest uns anzusaugen — An geliebte Lippen. —

Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir: so ist's. Gott, wenn ich an die allerlei Schweinereien denke, mit denen sich so viele „akademische Bürger“ herum und in den Sumpf quälen! Psui Teufel!

Jetzt muß ich aber sehen, daß ich die Toni nicht verpasse.

Fidel bis zur Erschlaffung

Dein Colline.

## 6.

Schon lange, lange, lange, Lieber, habe ich Dir nicht geschrieben. Gott, was hab' ich in der Zeit zusammengeockst! Meine Corpssemester, mein Dienstjahr und alle sonstigen Bummelzeiten mußte ich in sehr kurzer Spanne cerebral abstaßen. Nun, nächstens 'rin ins Bergrüngen; ich erwarte die Examinatoren kaltblütig.

Mit Jeanette setzte ich mich auf dünnere Diät, aber auch die bekam gut.

Das Mädel ist so lieb!

Zur Erholung von meinen Rechtsmaterien übersezte ich, blos dem Titel zu Liebe anfangs, und dann, weiß im Grunde so famos paßt, die „Jeanette“ von Béranger. Kennst Du's? „Filles coquettes maniérées u. s. w.“ Ich verfuhr in Vermaß und Ausdruck etwas frei, dachte es ganz auf meine deutsche Jeanette um:

Zum Teufel mit all' den zierlichen,  
Manierlichen  
Kotetten!

Ein ganzes Schock ersetzt mir nicht,  
Ersetzt mir nicht Jeanetten!

Jung und munter, frisch, gesund,  
Ist sie gar schmiegsam und biegsam und rund,  
Hei! wie ihr Auge in Flammen brennt!  
Freilich, die Prüden schreien kläglich,  
Daß ihr Busen, allzubeweglich,  
Keine Niederschranke kennt, —  
Doch für die Hand, die zärtlich ihn preßt,  
Ist das ein Mangel, der tragen sich läßt.

Oi, wie graziös, wie flott, wie fein  
Ist doch mein Schätzchen. Nichts schüchtert es ein.  
Welch herrliches Herz! Wie fröhlich lacht's.  
Freilich sagt sie auch gerne was Dummes,  
Und ihr Mäulchen, — ach, selten ist stumm es,  
Aber zum Teufel! Ich frage, was macht's?  
Denn, was ihr sagen auch mögt miteinand'  
Wunderbar fein ist Jeanettens Verstand.

Gehn wir des Abends zusammen aus,  
Sind wir bei Freunden zu fröhlichem Schmaus,  
Steckt sie mit Tollheiten Alles in Brand.  
Herr des Himmels, wie weiß sie zu singen,  
Was für Lieder zum Vorschein zu bringen!  
Rein ist die Stimme, der Ton brillant!

Auch im Trinken nicht bleibt sie zurück,  
Schluckt von Jedem ein tüchtiges Stück.

Schön in Liebe und lachender Luſt  
Schnürt sie ſich nicht die lebendige Bruſt  
In ein Nieder, mit Seide bedeckt.  
Unter einfachem Tuche und Linnen  
Hebt ſich ihr Buſen, und traulich da drinnen  
Liegt das fröhlichſte Herzchen verſteckt.  
Und, wenn ich wähle in ihrer Frisur,  
Schadets nicht viel, denn es iſt halt Natur.

Aber zur Nacht erſt ſie ganz mir gehört . . .  
Da iſt kein Schleier, welcher mich ſtört,  
Keine verſagende Seufzerei:  
Rein: mit Armen, die feurig preſſen,  
Und mit Küſſen ſchier uermessen,  
Saugt ſie die ſeligſte Luſt herbei.  
Ha, wie in wounigem Taumel verzückt,  
Decken und Kiſſen im Bett ſie verrückt.

Zum Teufel drum alle die zierlichen,  
Manierlichen  
Kofetten!  
Millionen Schock erſetzen mir nicht,  
Erſetzen mir nicht Jeanetten!

Und ein Hurrah! ruf ich noch höchſt perſönlich dieſem Trumppfeim nach.

Und doch wirds nun bald zu Ende gehn.

Jeanette weiß es wie ich, und in ihren Umklammerungen liegt ſo ſchwer und ſchwach mehr und mehr Abſchiedsangſt.

Wie ſie mich manchmal anſchaut, ſo ſlehend, fragend: Wie lange noch?

Aber ſie weiß mit lachendem Herzruß die Schwermut abzuſchütteln, und ich glaube faſt, mir wirds ſchwerer ſein.

Ich wollte nur das dir ausſprechen, Du lieber, guter, aufnehmender Freund!

Lebwohl!

Dein Colline.

## 7.

Aus is! Aus is! Ach, Du mein Lieber, — „ja das Exmatriculieren ist ein böses Ding, ja ja!“ Nicht vomwegen der Examina, — die sind vorüber, und ich bin nun glücklich Referendarius mit 1,50 Pfg. Gelderwerb vierteljährlich, aber das viele Schöne, Freie, von dem man Abschied nehmen muß.

Jeanette . . .! Mein lieber Marcel, es war ein derber Ruck, wie zwischen uns Zweien das blutrote Liebesband zerriß. Dummer Ausdruck das. Aber mir ist's so. —

Sie hatte es lange vorher gemerkt, als der Tag kam. Nie sprach sie davon, aber ihre Zärtlichkeiten thaten weh. Wir hatten uns auch versprochen, nicht darüber zu reden. Aber der Zufall störte uns. Eigentlich war er komisch, dieser Zufall.

Eines Abends sitzen wir beieinander, und Jeanette war ausgelassen wie ein Sperling; wir dachten wirklich gar nicht an diese verfluchte nächste Notwendigkeit. Da „klopp klopp klopp“. „Herein!“ Und es erscheint Herr Kaver Wambösgans, mein Schneidermeister, mit dem Examenfrack. Wie ein heiliges Kleinod trug er den verdamnten schwarzen Leibrock und konnte sich natürlich nicht verkneifen, Segenswünsche zu deklamieren, denn er ist stolz darauf, daß er die Bestimmung dieser Art Garberobe kennt. Kaum er 'raus, da purzeln ihr auch schon die Salzwasserkugeln über die Backen. „Aber Wanjerl! Geh' laß das Heulen!“ Aber sie legt ihren Kopf an meine Brust und schluchzt und schluchzt, und es will gar nicht mehr aufhören, das Rinnen und Gießen. Ich stellte ihr vor, daß ich ja durchfallen könnte und daß der Frack kein Beweis sei und alles Mögliche noch.

„Na, na, mach loa' Sprüch. I geh“.

Und sie lief mir heulend davon.

Zeit sie den Frack geseh'n, war's aus. Keine Gemütslichkeit mehr. Immer lauerten Thränen. Wir waren ganz sibel manchmal, — da streift ihr Blick den Kleiderschrank, wo das schwarze Nas hing, und: futsch ihre Heiterkeit: Schluchzen und Weinen.

Dann wieder, kurz vor dem Termin, Umschlag, Ruhe und denke Dir, womit sie mich am Tag vor dem Examen überraschte. Sie erschien mit einem Packet.

„Ja, was hast du denn da?“

„I hab dir' bei Scheens Hemmad biegelt, dös mit die Bleameln vorn, . . . für Dei Examen“.

Mensch! Mensch! Da hätt' ich fast geheult . . . Das gute, gute, liebe Kind!

Welch eine Canaille an Undankbarkeit müßte ich sein, könnte ich sie je vergessen. — Wie rührend war ihr Abschied. Fast kein Wort, aber in jedem Blick, in jedem Druck und Anschmiegen so viel stille, große Liebe. Dieser Ganzheit und Wahrheit gegenüber kam ich mir schlecht, lügenhaft, gemein vor.

Und doch wieder dieser starke Wirklichkeitsjinn, dieser kräftige Tatsachenmut.

Sie zeigte ihn mir offenbar geflüstert, die Liebe, Gute, damit mir ihr Schmerz nicht Trauer machen sollte.

„Füati God!“

Wie schön, dieses Abschiedswort. Auch ich sagte so, und unsere Augen tranken sich noch einmal. Oh diese großen, braunen Waschermaßlaugen! Ich weiß, jeder Gedanke an sie wird mich beglücken. Sametweiche Fraulichkeit und kindliches Blicklauschen und der lebendige Flackerschall Uebermut. —

Jeanette! Du Meine! Meine!

Ich kann Dir nicht sagen, wie mein Sehnen sich zu ihr hebt und mein Dank, Dank! Dank!

Ich bekomme übrigens keine Briefe von ihr und schreibe ihr keine. Nur, wenn wir heiraten, wollen wir's uns melden. So ward's beschloffen „unter unsrer Linde“.

Dein Colline.

## 8.

(B r u c h s t ü c k.)

. . . Und nun noch eine Mitteilung: das Leitmotiv von früher, Jeanette, klingt auf. Daß sie geheiratet, schrieb ich Dir wohl vor laugem schon. Und nun denke, denke, gestern teilt mir die kleine Frau Stöpffe (Spezereiwaarenladeninhabersgattin) das erste „kleine“ Ereignis mit. Und wie fidel sie's thut! Sie ist der lustige, liebe, gute, humorvolle Kerl von früher geblieben, offenbar. Sie schreibt auch, mir zu Liebe, im „Reheldialekt“: „Und woast,

wia mir den Bub'n 'kaut ham? G'wiß moanst auf Dei Nama? Koan Schein! Viel schœnere Namen hat er: Pancratiuß Servatiuß. Woast, dös san die Heilig'n vom 12. und 13. Mai. So recht g'nau hab' i's nimmer g'wußt, war's am 12. oder am 13. Mai, daß mir uns zum ersten Mal g'fehgn ham, drum hab i eahm glei' alle zwoa Nama geb'n, daß net g'fehlt is. Mei Alter hat freili a bißl g'schau".

Dös glaab i a! Pancratiuß Servatiuß Stöpffe!

Dein

Colline.



## II.

### Ein Menuett.

Nestwarmweiche Lagerstätte,  
Himmelblaues Himmelbette,  
Seidentissen, Spitzenzier,  
Rosawolken, mullgebauscht,  
Hinter denen Amor lauschte,  
Unsrer Liebe, Dir und mir,  
Kräufelte der Tapezier.

Aus der Ampel quillt in hellen  
Morgentrötenrosenwellen  
Schmeichelweiches Liebeslicht.  
Wie in einem Rosenhaine,  
Rose selber, ruht die Meue,  
Und von Rosen ein Gedicht  
Ihres Busens Heben spricht.

Leise, leise, ihren roten  
 Lippen Morgengruß geboten.  
 Augen auf. Bon jour Madam'.  
 Zweier Sonnen hell Erwachen,  
 Zweier Sonnen selig Lachen . . .  
 Als ich in den Arm sie nahm,  
 Amor aus der Wolke kam.



## III.

## Meine Sonne a. D.

Als es Winter war, hatt' ich nur einen Sonnenschein, —  
 Dich, und Du warst mir eine ferne Sonne mit seltenen Strahlen.  
 Aber wie waren sie warm und freundlich, und wie war ich glücklich!

Nun ist es Frühling geworden über die Erde, und die Vögel  
 rufen sich von schwanken Knospenzweigen, und der Himmel ist blau  
 wie Erfüllung aller Seligkeit.

Aber wo ist denn meine Sonne?

Schau da, wie schön: von chinagelber Seide das Kleid, bur-  
 gunderrrot der Gürtelreif und alle Blumen des Frühling auf dem weißen  
 Hute, geht meine Sonne dort auf vor dem römischen Rot der Arkaden.

Sonnensieg! Die gelbe Seide surrt mit salbednem Saum über den  
 roten Fries, und jeder ihrer Schritte ist ein Kuß der beglückten Erde.

Das ist meine Sonne?

Ach, wie sie doch im Winter so weich und fraulich war und lieb.

Nun ist sie stolz geworden, und wie ein Komet zieht sie einen  
 zitternden Schweif von Verehrern nach und läßt die dümmsten Monde  
 in ihre Nähe, wenn sie von Silber sind.

Sonne, dein Sieg gefällt mir nicht. Haloh! Ich geh auf  
 die Sternensuche!



Julius Brand.



## I.

## Der bucklige Toni.

Eine Skizze.

So weit er zurückdenken konnte, nannte man ihn nicht anders als den buckligen Toni. Es war sein Spitzname, den er schon in der Schule führte. Er war armer Eltern Kind, der Sohn eines kleinen Gütlers. Schwächlich und kränklich von Geburt auf, brachte ihn die Nachlässigkeit der Eltern schon als Kind um seine geraden Glieder. Eine hochgradige Rückgratsverkrümmung bildete sich aus. Aber je mehr sein Körper litt, je langsamer sich dieser entwickelte, desto schneller gelangte sein Geist zur Reife. In der Volksschule war er unbedingt der begabteste, fleißigste aller Schüler. Aber warum sah ihn der Pfarrer immer so mitleidig an, wenn er eine Aufgabe gut gelöst hatte? — Als wenn er sagen wollte: „Armer Junge, was wird dir all dein Können und Wissen nützen, du bist ja doch“ — oh — er kam früh zum Bewußtsein, daß er „ein Krüppel“ war. Dafür sorgten schon die anderen Bauernjungen, die ihn hänselten und verhöhnten. Einmal hielt der Lehrer dem reichen Sonnenbauernsohn den armen Gütlerssohn als Muster vor: da rief jener höhrend nach der Schule: „Und wenn du auch die ganze Welt zammstudierst und in dein Ranzen steckst, ich bin dem reichen Sonnenbauern sein einziger Sohn und du bist der bucklige Toni.“

Und der bucklige Toni ging nach Hause und warf sich über sein Bett und weinte bitterlich. — —

War das Gerechtigkeit? dieser übermütige Bauernjunge durfte ihn verhöhnen, ungestraft schlagen und er — er durfte sich gefallen lassen.

Er grübelte nach über die Ungleichheit der Welt und des Lebens. Er war der geborene Paria.

\*

\*

\*

Als Toni älter wurde, mußte er sich für einen Beruf ent-

scheiden. Für einen Holzknecht war er zu schwach, zum Studium gab ihm Niemand eine Unterstützung — der einzige, der es gekonnt hätte, der Pfarrer, sagte: „Geistlich kannst du nicht werden — nach kanonischem Recht — weil du keine graden Glieder hast und das andere Studium führt nur zur Gottlosigkeit“ — so ward er Schreiber, zuerst bei mehreren Advokaten, dann bei den Gerichten. Bald hatten die Bauern vor seinen nicht unbedeutenden Rechtskenntnissen und seinem praktischen Blick allen Respekt und zogen ihn oft zu Räte, wenn ihnen der Advokat zu teuer oder aus einem anderen Grunde nicht geraten erschien. So ward er zwanzig Jahre alt. Er sah älter aus, als er war. Doch war sein Gesicht schön und regelmäßig. Lebhaft braune Augen bligten daraus hervor, als wollten sie sagen: „Noch ist nicht aller Tage Abend“. — Aber unterdrückte Erbitterung war unschwer daraus zu lesen. Was hatte er sich auch nicht alles gefallen und bieten lassen müssen! — In den Kanzleien stellte er sich natürlich anfangs als Cleve einer Dorfschule recht ungeheuer, Latein konnte er keinen Buchstaben, bis er zu Hause für sich mühsam die Grammatik lernte. Denn wie die Gütter so wird auch das Wissen der Erde den Wohlhabenden in bequemen Schüsseln präsentiert, während die Armen die sechsfache Nerven- und Gehirnkraft aufwenden müssen, um zum gleichen Ziele zu gelangen. — Natürlich war keine Rede davon, daß er den Tanzboden besuchte oder die jungen Mädchen nach Hause begleitete wie die andren Burischen, ein allgemeines Halloh hätte ihn empfangen, er wäre gehetzt worden wie ein krankes Wild. —

Und dennoch brannte in ihm eine versengende Sinnlichkeit, die durch die Miße und durch den scharfen Blick, der ihm neidisch die Genüsse der andern und die lüthnerne Bereitwilligkeit der Mädchen in glühenden Farben vormalte, noch gesteigert ward.

Die einzige Fessel, die diese Sinnlichkeit noch in Banden schlug, war ein jugendlicher, fast jungfräulich keuscher Idealismus.

In diesem Alter fühlte er die erste Liebe mit aller Wut der Leidenschaft. Ja sie war auch zu liebreizend, die schöne Marie, wenn sie von der Kirche heinging, groß und stolz. Ihre großen Augen strahlten ein milbes Feuer, sie hatten einen schwachtenden Blick, wie er ihn noch nie gesehen. Ihr Gesicht war keines von

denen, welchen nur die Jugend Reiz und Frische gibt, es lag wirklich ein poetischer Hauch auf ihrer Erscheinung. Sie war die Tochter des vor kurzem erst angekommenen Lehrers.

Wenn er sie so dahinschreiten sah, leicht und stolz, dann glaubte er die Himmelskönigin Juno-Maria zu sehen! —

Und wenn er sie grüßte, wie gütig sie lächelte. Oh er hätte für dieses Lächeln alles tun können, was sie begehrte.

Natürlich war dieses Mädchen viel umworben. Aber sie schien unnahbar.

In einer schönen Julinacht schweifte der bucklige Toni umher. Es litt ihn nicht mehr zu Hause. — Es war ihm zu schwül innerlich und äußerlich. Er dachte und grübelte, wie wohl die schöne Marie die Seine werden könne. Studieren konnte er nicht mehr, dazu war er zu alt. Aber er wollte in die Stadt und Kaufmann werden, vielleicht Agent oder Commiſſionär. Damit ließ sich viel Geld verdienen. Er kannte dort mehrere, die dort reich geworden waren. Und dann zum Vater gehn — den kannte er, bei dem konnte man um Geld alles bekommen, auch die Tochter, und wenn er sie nur erst bejähre, sie sollte ihn noch lieben lernen. — Doch dann dachte er daran, wie sie sich wohl ausnehmen möchten auf Einem Lager — sie, das stolze schöne Weib, gesund wie die Natur, und er klein, hager, gelb und verkrüppelt — und er unterbrach sich wieder mit wahnsinnigem Lachen: Narr, du bist verdammt zum Elend und zur Entſagung. Du bist geboren zum Handlanger, für die, die am Tisch des Lebens sitzen, scherzend, küſſend und trinkend. Du darfst zusehen, wie die andern glücklich sind, ist das nicht auch ein Glück!

Mit solchen Gedanken ging er ins Freie. Der Weg führte ihn über Felder bis in einen Wald in der Nähe der Schule, wo der Lehrer wohnte und seine angebetete Tochter. Er ging in den Wald, als er plötzlich ein Paar sah, eng umschlungen. Ha! es war ihre Stimme und der stramm und stolz gewachsene Bursche, das war der Sohn des Sonnenbauern. Er hielt den Atem an. Da hörte er folgendes Gespräch, das ihm das Blut im Herzen stocken machte:

„Franz, was haben wir getau! — O Gott, wie schön' ich mich!“

„Sei ruhig, Marie! Es weiß Niemand davon.“

„Sprich, sag die Wahrheit, wann heiratest du mich?“

„Sobald ich kann — wenns der Vater leidet.“

„Was geht dich dein Vater an, wenn sichs um meine Ehr handelt!“

„Ah bah, hat schon manches Mädel ein uechelich Kind geboren; und hat ihrer Ehr nichts geschadet.“

„Franz, du wirst es tun. In drei Monaten bin ich dein Weib oder tot!“ —

Franz unterdrückte ein gezwungenes Lachen. „Schreib mir, ich laß dich nicht im Stich, schau, du bist meine liebe Marie“, er fing an zu flüstern und umfaßte sie fester.

Dem Toni ward's schwarz vor den Augen. War das eine Göttin. So sich hinzugeben wie diese Weze an diesen Bauernburschen, der nichts hatte als einen dreisten Mutterwitz und kraftvolle Muskeln. Und er! Nicht in Gedanken hatte er gewagt, dies Weib zu berühren — wie eine Heilige angebetet. Wenn er sich bei einem sinnlichen Gedanken in Beziehung zu ihr ertappt hatte, so erschien er sich wie ein sacrilegischer Tempelräuber, der das Allerheiligste entweihet hat.

Ja, er war nicht nur ein Krüppel, auch ein Narr, ein completer Narr. Aber einen Entschluß hatte er doch gefaßt und den hielt er fest. — Die Bestie war in ihm erwacht und je länger er sie in Ketten gelegt hatte, desto furchtbarer war nun ihre entfesselte Wut. Er stürzte auf seinen Rivalen, packte ihn mit der Kraft eines Panthers und warf ihn nieder. Der Bursche war nicht schwächlich; aber Ueberraschung und Schreck hatten ihn gelähmt. Das Mädchen fing an zu schreien — er schüttelte sie von sich wie ein wütender Gaul seinen Reiter. Sie kamen zu Fall. Er kam oben zu liegen. Er kuetete sich auf die Brust des Burschen. Er droßelte weiter wie mit eisernen Krallen. Das Aechzen des Burschen ward schwächer und schwächer. Wol biß er um sich, kratzte, schlug, stieß — aber für den Toni gabs keinen Schmerz und kein Heunmiß.

Endlich war er tot. Aber Toni wollte seiner Sache gewiß

sein. Er riß des Burschen Weste auf und griff ihm aus Herz, Tot und kalt. Er grinste: „den reparirt kein Uhrmacher mehr.“

Er stand auf, ließ sein Opfer liegen, wo es lag und rieb sich die Hände: „das hat der budlige Toni gut gemacht“.

Am andern Tage stellte er sich selbst dem Richter und gestand alles.

Er habe nicht anders gekonnt, es sei über ihn gekommen wie eine Eingebung, er begreife es jetzt gar nicht mehr. Es sei ihm alles gleichgültig. In der Hauptverhandlung vor den Geschwornen gab er zu seiner Verteidigung an: Er habe die göttliche Gerechtigkeit, die mit Füßen getreten worden, wieder herstellen wollen.

Er sagte das ohne jede Frechheit und Pose. Es war ihm offenbar Ernst damit gewesen. Er ward wegen Totschlags zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Bald darauf ist er an den Folgen der ihm von seinem Opfer zugefügten Verletzungen gestorben. —



## II.

## Gedichte.

## 1.

## Lucifer.

(Nach Studs Gemälde.)

Und wieder vergebens! Vergebens!  
 Er hat gesiegt!  
 Umsonst hot ich auf  
 die zahllosen Schaaren  
 Schmerzaufstehender Geister!  
 Er hat gesiegt! —  
 Doch mich nicht vernichtet!  
 Er kann den Zwiepalt,  
 der die Schöpfung durchlüftet,  
 der sein eigenes Wesen  
 längst unterwühlt,  
 seit jener Stunde,  
 da Ich den Gehorjam  
 stolz ihm verweigert,  
 nimmer versöhnen.  
 Die klaffende Wunde  
 des Widerspruchs,  
 unheilvoller denn die sieben Wunden,  
 die des Sohnes Leib am Kreuze erlitten,  
 er kann sie nicht schließen!  
 Gott Sohn! Gott Vater! Gott heiliger Geist!  
 Besiegt gedenk ich des Sieges! —

Lucifer sprach! Sein gelbes Auge  
 flammt durch der Hölle Finsterniß,  
 ein fahler Blitz erleuchtend der Seele  
 unergründbare Tiefe.  
 Und die Geister lauschen  
 und beten ihn an  
 und harren des Sieges:  
 Lucifer, kommender Gott  
 rächender Gott der Verzweiflung!

---

## 2.

## Gleiches Schicksal.

Du weinst — und deine weiße Stirn  
 ist granddurchfurcht,  
 und du flüsterst ins Ohr mir verstört:  
 „Meiner Mutter Fluch  
 verfolgt mich ins Grab. —  
 Sie denken auf mich  
 mit höhnischem Finger,  
 Dirne nennen sie mich.“  
 Soweit ist's gekommen?  
 Sei ruhig, mein Kind,  
 und lehn dich an mich,  
 wir kennen die Welt!  
 Verachtet ich, verachtet du  
 in Staub getreten wir beide,  
 so passen wir trefflich zusamm'!

---

## 3.

## Der Sonne entgegen!

Zurück laß den Rauchbunſt  
 der qualmenden Stadt  
 der Sonne entgegen  
 dem heiligen Licht!

Es dampfen brodelnd  
 aus Höllenschlünden,  
 es glühen empor  
 in Feuergarben  
 die Stätten der Arbeit,  
 des Glends und Reichthums.

Noch liegen in Jeſſeln  
 der Rache Dämonen,  
 und harren der Stunde  
 die ſie befreit!  
 Laß ſie zurück!

Zurück laß die Mißgunſt,  
 den grimmbigen Haß,  
 die Schlange Verläumdung,  
 die zißt unter Blumen  
 trügender Liebe.

Dem Vogel gleich,  
 dem reinſten Kinde  
 der fruchtbaren Erde,  
 habe im Aether  
 die frankende Seele.

Den frommen Dienst,  
den gläubige Priester  
auf Parthiens Bergen  
in heißem Gebete  
zum sonnigen Licht  
andächtig geübt,  
erneue ihn wieder!  
Der Sonne entgegen  
dem leuchtenden Lieb!

## 4.

## An einen schiefgewachsenen Baum.

Mächtig wuchsest du eigenen Wuchses.  
Aber des Parkes Besitzer  
hassen die eigenwilligen Bäume  
und die Säger müssen des Stammes  
mächtige Knorren emsig zerschneiden.  
Denn nur gerade, korrekte Bäume,  
mathematisch abgezirkelt,  
dürfen prangen im Garten,  
daß den Beschauer ja nicht beleidige  
die große Natur,  
daß ihm überall strahle  
sein Philisterconterfei.





Anna Croissant-Rust.



## Gertraud.

---

Niemand ist auf dem Perron des kleinen Bahnhofes, als er aussteigt. Und es ist gut so. Es erleichtert ihn, wenn auch hier Keiner von ihm weiß. Er ist schon oft so gekommen, des Abends, in stürmischen Herbstnächten, im Winter. Immer hat das alte, einsame Haus seine Arme schützend um ihn gebreitet, ihn beruhigt in schweren Zeiten.

Er atmet auf, daß er endlich aus der Stadt ist, der Seelenschmerz, der auf ihm liegt und ihn zu Boden drückt, muß hier zur Ruhe kommen.

Schon der Gang durch die abendruhigen Wiesen thut ihm wohl. Die dämmerblauen Berge des bayerischen Waldes in der Ferne und das graue, alte, morsche Haus mit seinem ungefüglighen Bau auf dem Hügel vor ihm. So weit noch! Er ist ungeduldig, fiebernd es zu erreichen, die drängenden Bilder dort festzuhalten, sich in Stille zerquälen zu lassen.

Und doch mildert die Natur in ihrer ruhenden Pracht den Sturm, der ihn hieher vertrieb. Keiner jener traurigen Herbstabende ist es, die uns mit Augen eines Sterbenden anschauen, uns an's Herz greifen und verzagen machen.

Etwas Tröstendes, Mitleidiges, Mitfühlendes lag über den Wiesen mit ihrer bunten Skabiosenpracht, über dem Bergabhang in dem dichten Haidekleide mit braungrünem Moos durchwoben und rotglühenden Heidelbeerherbstbüschen besteckt. Weit weg von dem Fußweg zieht sich die Landstraße im Bogen durch die Felder, wie wenn kein Mensch, kein Fuhrwerk das graue, alte Haus broden auf dem Hügel erreichen könnte.

In leise zitternden Wellen wie in heißen Sommertagen zieht die Luft der Straße zu. Schüttelnde Birkenzweige am Weg, spärliches, nieberes Gras, die zerbröckelnde Mauer im Fortschreiten neben ihm, kübler Hauch von den Lindenbäumen und nun die Eichentüre — Ernst Dietrich ist am Ziel.

Wieder in dem verwilderten Garten mit den Astertrabatten in dem feuchten, gähnenden Hausgang, und wieder packt ihn der alte Schauer, der ihn immer überfällt in dem grauen Hause, das so trotzig seinem Verfall entgegensteht und das er mit einer schmerzlichen Trauer liebt.

Wieder sein düsteres Zimmer, mit dem Epheugerant an den Fenstern und dem weiten Blick in's Regental, die einzige wohlliche Stätte, das einzige Gefäß, das noch nicht ausgeraubt, ist. Essen? — Nein, essen will er nicht. Der hintende Bauer, der hier im Schloß Gärtner- und Küsterdienste versteht, zündet die Lampe an und geht.

Ernst hat sich auf den Divan geworfen. Wirr und stürmisch dringen die Bilder auf ihn ein, aus allen Ecken seines Zimmers kriechen sie auf ihn zu, lauern sie, werfen sich auf ihn.

Die Vergangenheit wird wach und raunt im Schloße, drängt das Elend noch zurück, das ihn hergetrieben.

Was hat er hier nicht Alles durchtämpft, gelitten!

Den ersten schweren Schmerz des Kindes, als man ihn zwingen wollte, Offizier zu werden, ihn schon mit kindlichen Gliedern in die Form stecken, aus der er erwachsen, der Stolz der Eltern, hervor-gehen sollte.

Weil er schwächlich war, ein Träumer, sollte er lernen, stark zu werden, vernünftig.

Aus Feigheit war er hierher gestoßen in dies Haus, das ihm lieb war von schönen Sommertagen her und das er nun sehen, verschüchtert aufsuchte. Er konnte es ihnen nicht sagen, wenn sie sein Widerstreben, seinen stillen, trotzigen Kummer nicht sahen. Er wartete, wartete mit zitternder Angst und doch verließ ihn nicht der Gedanke an ein weiteres Widerstreben. Knechten ließ er sich nicht.

Hier in diesem Zimmer traf ihn seine Mutter, mit leidenschaftlichen, halb wahnsinnigen Augen starrte sie ihn an. Dann zog sie ihn wortlos zu seinem Vater hin. Wie sie ihn packte!

Niederknien hieß sie ihn und um Verzeihung bitten, daß er ihuen solchen Kummer bereitet! So heiß fühlte er noch den großen Kinder-schmerz, fühlte die schlotternden Hände seines Vaters, sah seine Augen in Thränen — — O, sein alter, lieber Vater! Das Mitleid packte ihn, der Schmerz — sein Vater! Schon als Kind hing er an ihm mit überreißem Fühlen. Er ahnte, daß er gedrückt war wie er selbst von dem harten Willen der Mutter. Eine Art scheuer, unausgesprochener Liebe war zwischen Beiden, die beim Sohn fast krankhaft wurde durch die Unfähigkeit eine Natur zu offenbaren. Er litt, wurde mißverstanden, gewöhnte sich ein stummes Widerstreben an, aus Furcht durch lauten Streit mit der Mutter seinem alten Vater weh zu thun. Ein Ausweichen, Aufschieben, eine gewisse Feigheit lag doch darin.

Und so blieb es. Jeder Widerstand, jedes offene, brutale Aussprechen that Ernst weh, lieber ging er. Und dann brachte ihn Niemand mehr dazu von seinem Willen abzulassen.

So war das alte Haus seine Zuflucht geworden. Hier genas er gewissermaßen von den Wunden, die sie ihm drinnen beigebracht.

Von hier aus schrieb er an seine Mutter. Versuchte ihr seine erbitterte, vergräunte Jugend zu schildern, sein Leben zu Hause mit Menschen, die ihn nicht verstanden, sein Ringen nach Verständnis, seine ganze unterdrückte Natur — — Er kannte ihre Briefe mit der steilen, kantigen Schrift, kurz, höhnend. Jetzt noch konnte er keinen ohne Erregung öffnen.

Der letzte hatte ihn im Frühjahr hier getroffen, als er gekommen war überreizt, krank, zerrieben von dem immerwährenden Kampfe mit starren Vorurteilen und hartem, kühnem Willen.

Beamter sollte er werden, Carrière machen, den zerrütteten Vermögensverhältnissen aufhelfen, es war seine Pflicht!

Aber er ward Schriftsteller, vom grauen, alten Hause aus schickte er seine ersten Novellen fort — —

Und nun? Was war jetzt? Konnte er sich besinnen? — Sein Vater! — Vertraud! — Vertraud! Ein rasender Wirbel-tanz des Schmerzes stürmte auf ihn ein. Nechzend sank er zurück.

Wie war es, wie ist es, wie war es gekommen? —

Sein Vater, sein armer, kranker Vater — — helfen sollte er, ihm helfen, sich verkaufen an ein Mädchen, das er nie gesehen!

Wie sollte er sonst Hilfe bringen können?

Gemartert ist er von seinen Gedanken, von den qualvollen Nächten am Bett des Kranken durchwacht, der litt ohne Klage, und der Nichts von ihm verlangte. Nur seine Hand hatte er einmal mitleidig gefaßt. Kannte er seinen Seelenschmerz? Sah er, wie er sich verzehrte?

Nein, nein! Es mußte sein. Er konnte ihn nicht leiden sehen. Im Alter noch ein Leben voll Kümmernissen und Sorgen und er — —

„Gertraud!“ —

Wie ein Wutschrei war's.

Die Verzweiflung krallte ihn.

Er riß das Fenster auf.

Groß, rotglühend hing der Vollmond am Himmel, so nieder, wie wenn er jeden Augenblick in's Thal fallen wollte. Aus der Niedering stahlen sich dünne, feine Dünste, schlüpfen an den welligen Bergen hin und blieben in langen, grauen, öden Streifen haften. In einzelnen Gehöften schimmerte Licht, brunten über der Wiese, am Wald droben, verstreut auf den Bergen, immer mehr entzündeten sich, wie ein langsamer Irlichtertanz, eine Laterne mit hüpfendem Lichtlein schwankte auf der Straße — — — ein unruhiges Bild.

Abermals wirft sich Ernst auf den Divan. Ziehernd, von Schluchzen geschüttelt. Mit den Zähnen verbeißt er sich tief in die Rissen, damit er nicht laut aufschreit. Er kann nicht, nein er kann nicht. Gertraud! —

Von ihr lassen, sie nie, nie mehr sehen?

Er stöhnte.

Ihr Gesicht mit seiner berückenden Leidenschaftlichkeit tauchte vor ihm auf, in Sehnsucht suchte ihr Mund den seinen, seine Arme umschloßen sie wie so oft in ihrem kleinen Zimmer, ihren Atem hörte, fühlte er, eine rasende Sehnsucht war in ihm erwacht, sein Kopf, sein Herz hämmerte, Nichts mehr von Allem! zu ihr!

Wieder in die ernstesten Augen sehen, die ihn so schalkhaft narren konnten, seinen Kopf in ihren Schoß legen, küssen, küssen und vergeßen, sein verdorrtes Herz dürstete, schrie nach Liebe, und er meinte vergeßen zu können! — — —

Da sieht er wieder den Kranken vor sich — sein armes freudloses Dasein, — sein elendes Leben — — taucht die Kranken-

stube vor ihm auf, scheinen die müden Augen des Greises von ihm zu verlangen, ihn zu mahnen.

Er hat die Pflicht ihm zu helfen. Die Pflicht? — Hat er nicht andere Pflichten? Er setzt sich auf, wirr, verflört.

Muß er nicht für das Kind — —?

Soll er wie ein Schurke — —?

Ihren trotzig entschlossenen Mund glaubt er zu sehen, ihre graudunklen Augen: „Du mußt heiraten, sagst du, aber du kannst mich auch nicht lassen, also soll ich wohl deine Maitresse bleiben?“

Er mußte sie hassen in dem Augenblick, stärker war sie, bestimmter wie er, ihm überlegen.

„Und das Kind, Ernst, was soll mit ihm, wenn es geboren?“

Was soll mit ihm? — — —

Ganz nahe war sie ihm getreten, sie schüttelte seinen Arm:

„Nehmt Euch in Acht! — — — Arbeiten will ich mit dir, auf der Straße betteln, wenn es sein muß, aber ohne dich — — treibe mich nicht zum Aeußersten. Willst du mich allein lassen?“

Erschreckt hatten ihn die leidenschaftlichen Worte, ihr Drohen, der Haß gegen die Seinen und doch — —

Er fürchtete sich ordentlich vor einem neuen Ausbruch seines Schmerzes, in die Kissen vergrub er sich. Nimmer an sie denken, nimmer, nimmer. — Es mußte sein. Sie muß geopfert werden.

Wochenlang hatte er das Elend zu Hause gesehen und sich in ein Entsagen hineingelogen.

Ganz ruhig war es in ihm geworden. Er hatte ihr ein letztesmal geschrieben, aber ihre Briefe nicht mehr gelesen, nicht mehr beantwortet.

Er sah sie nicht.

Tot war es in ihm.

Nicht tot, in einsamen Nächten wachte die Sehnsucht auf, leise, leise, mit Raßentritten kam sie auf ihn zu — — schüttelte ihn — —

Fort, fort, stark werden.

Vergeßen.

Sie vergessen?

Er stierte vor sich hin.

Zimmer wieder dies Drehen im Kreise, das nie endete.

Der Kranke, die Fremde, an die er sich verkaufen mußte, Vertraub, das Kind — er konnte nicht. Aber es mußte sein. Wollte ihn das Mitleid und die Pflicht stark machen, so warfen ihn Liebe und Sehnsucht wieder nieder. Kein Ausweg.

Weun er nur schlafen könnte! So zerschlagen und zerquält wie er ist. Verwirrt, unfähig zu denken — er löscht die Lampe. Still ist's in dem grauen Hause. In der Ferne heulen ein paar Hofhunde, dann schlägt die Uhr der Schloßkapelle elf.

Ernst's Zimmer liegt neben der Kapelle und zwar so, daß ein großes Spitzbogenfenster, dem Kircheninnern zu, eingelassen ist, und man das kleine Bethaus mit den braunen Stühlen, den alten Grabtafeln und Bildern übersehen kann.

Das Mondlicht schaut zu den Buntscheiben herein und kriecht in breiten, gegitterten Streifen auf den Steinfliesen des Kreuzganges. Das Geflimmer des ewigen Lichtes wirft einen rötlichen Schein in Ernst's Stube.

Keiner der Seinen hatte je dies Zimmer bewohnt, sie alle scheuten sich, nur Ernst liebte es schon als Kind mit grüßlicher Ehrfurcht. Die letzten Möbelstücke, vor dem Verkauf gerettet, schleppte er hieher, spann sich da in seine Träume ein, las, arbeitete.

Gegen ein Uhr wurde Ernst wach. Totmüd, erschreckt. Was war's?

Das rote Flirren — — von der Kapelle — — sein Zimmer im alten Haus. Der Schmerz kroch leise an ihm hinauf, packte ihn: „Vertraub!“

Vorwürfe, Anklagen waren mit ihm wach geworden. Er hatte sie im Traum gesehen, zerlumpt, verhöhnt von den Menschen mit ihrem Kind im Arm. Sie wollte auf ihn zu, ihn bitten, aber er lief fort, schämte sich, lief bis er zusammenbrach.

„Rehmt Euch in Acht!“ — — —

„Treibe mich nicht zum Aeußersten.“

Ganz deutlich hörte er es wieder, sah sie vergrämt in ihrem verlassenen Zimmer, ohne Arbeit, ohne Geld, im Wanken vor der Zukunft mit dem Kinde — — wie konnte sie bei den Leuten arbeiten, wenn sie das Kind hatte? Und keine Eltern, keine Freunde, ganz allein, nur ihn.

Was würde sie thun? Ihr Drohen — ?

Ihn schauderte.

Er war ein Schurke, wenn er sie verließ.

Aber war er nicht ein Schurke, wenn er seinen Vater verließ? Nein, nein, nie durfte er das. Wieder war er schwach geworden. Er will uimmer an sie denken, er will, er will nicht, es darf nicht sein.

Er muß lesen, um die Nacht herumzubringen, die ihm immer wieder ihr Bild zeigt.

Dort auf dem Schrank das dicke Buch, wie oft hat er's als Kind mit Grauen mit fieberndem Kopf gelesen! Die Chronik von Cham.

Blut und Krieg und Gräueltthaten, Feuer und Vermüstungen, das ganze Buch war mit Blut getränkt, Verzweiflungsschreie und Verwünschungen quollen daraus hervor. In Fieber blättert er.

Da, zuletzt — ein Frösteln überläuft ihn, er will das nicht lesen, dunkel erinnert er sich daran, als Knabe las er es — eine schene, fürchtende, drängende Neugier zwingt ihn.

„1650 über Franziska Liebel, Tagwerkerstöchter von Cham, das peinlich Halsgericht gesehen. Rea ist ein gewachsenes, trunkenes Dirnlein, nit 23 Jahre alt, gleichwohl eine arge Bösewichtin. Herr Kammerer Kuttner inquiriret, ob sie sich nit schäme? Jlla rührt den Kopf und weinet. Hie. und wie sie heiße? Jlla heiße Frauiziska Vieblin. H. er wisse es leider Gottes und hätte sich gleich zu Anfangs von ihr nichts Besseres verhoffet, und ob sie nicht wüßte, daß sie als ein klein Dirndlein seinem Elisabethlein ihren Puppen um's Maul geschlagen habe? J. weinet. H. ob sie auch nit wüßte, daß sie vor 3 Jahren, da sie in Blunderndorf dem ehrbaren Herrn Schulmeister in den Weg kam, ihren Kittel geklopset habe? Jlla weinet. H. ob sie wissend sei, was denen Kindleinsmörderischen bevorstünde? Jlla zitternde, hört das Fleunen auf. H. Warum sie jetzt den Kittel nit lupfete? J. weinet. H. Was sie ihrem armen Würmlein gethan? J. weinet hätte es eine Weillang unter Wasser gehalten. H. Ob ihr das elendige Würmlein nit erbarmet? J. hätt' ihr gleich recht erbarmet, hab' es an ihr Herz gedrückt, geküßset und hab es wieder lebendig machen wollen, (weinet.) H. Aus was Ursach sie solches gethan? J. Weil sie gesehen, daß Herr Hacker sich von ihr weglegnen und es nit sein wolle. H. Ob die unverschämte

Hure noch fortfahre, dieſen ehrbaren Herrn für ihren Buhlen zu verlägen? A. Am jüngſten Tag werde es aufkommen. H. Es ſei ſchon aufkommen, daß ſie ein ſchlechtes Menſch ſei. Warum ſie denn das elenbige Würmlein in den Regen geworfen, wenn ſie es wieder hab lebendig machen wollen? J. Hätte ihr klein Brüderlein zum Herrn Hacker geſchickt, und der hab ihrem Brüderlein eine ſteife Maultaſche geſteckt; auch habe ihr Kindelein dem Herrn Hacker ſo gleichgesehen, weinet. H. Ob es ſich etwa noch gerühret habe? J. weinet, o ja, hätte ſich in allweg noch gerühret. H. hier ſehet jeder die vermaledeite Böſewichtin und ſtimme in allweg dem Alte bei, daß die Franziska Viehlin, wegen ihres begangenen Kindeleinsmordes nach laut Carolina der kurfürſtlichen Malefizordnung und gemeinem kaiſerlichen Recht mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet werden ſollt“ . . . . .

Wierig hatte Ernt geſehen, mit verhaltenem Atem. Nun ſank ihm der Kopf auf die Arme und ein ſchmerzliches Weinen überkam ihn.

Der ſo lang zurückgebrängte, große Schmerz, die Liebe, die Sehnsucht brachen durch mit aller Macht, Befreiung, Stärke bringend. Er ſollte zum Schurken werden an ihr?

Seine ächte, wahre Liebe galt ihr, ſeine Pflicht ihr, ihr und dem Kinde.

Konnte denn ſein Vater glücklich ſein, wußte er ihn verkauft? Konnte er den Sohn leiden ſehen und zufrieden ſein? — Lud er ihm dann nicht noch ſchwerere Sorgen auf?

Nein, und tauſendmal nein, nicht er hatte die heiligſten Rechte. Das Kind hatte ſie, die Mutter. Die Kommenden, nicht der Abſterbende. Sie hatten noch ein Leben vor ſich, der Vater eine Spanne Zeit. Sollte er drei Leben vernichten um eines verlöſchenden willen?

Arbeiten wollte er, arbeiten mit all ſeiner Kraft und dann geben, lieber darbt er, aber mit ihr.

„Betteln, wenn es ſein muß“ — — niederknien hätte er mögen vor Gertraud, in Thränen ihre Füße küſſen — — was hatte er gethan? Ein Elender war er, zu was hätte er ſie bringen können? —

„Willst Du mich allein lassen?“

Rein, nein, nie mehr. Zu ihr drängt's ihn hin. Zurückrufen möchte er all ihre kummervollen Tage, die Nächte in Schmerzen durchwacht! So schuldig fühlt er sich, so voll Reue! Aber es ist schon ein stilles, stilles, scheues Zauchzen in seinem wehen Herzen, die Ungebuld rüttelt ihn auf. Wenn der Morgen käme!

Langsam kriecht der Mondstrahl über die Altarstufen, über die Epitaphstücher, das Bild — — endlich stiehlt er sich fort, und nur das rothe, tröstende Flirren des ewigen Lichtes leuchtet aus dem Morgengrauen der Kapelle.

Zu ihr, zu ihr! Fort aus dem grauen Hause und vergessen, was er ihr dort in Gedanken, in Wollen gethan. Stark werden bei ihr, glücklich. Sie verstand ihn, sie kannte seinen Eigensinn der Schwäche, wie er sie liebte, ersehnte! Immer, immer ihr Bild vor Augen und die drängende Sehnsucht im Herzen.

Und keiner sollte ihn mehr irre machen, er blieb bei ihr. —

Kühler Hauch von den Lindenbäumen, die zerbröckelnde Mauer im Fortschreiten neben ihm, spärliches, niederes Gras, schüttelnde Birkenzweige am Weg.

Und der erste Schein im Osten, thautrunzene Wiesen, die dämmerblauen Berge des bayrischen Waldes, in der Ferne der Pfiff der Eisenbahn. — —

Ein Jubeln und Sehnen ist in ihm, eine treibende, drängende, schmerzliche Ungebuld. — —

Niemand ist auf dem Perron des kleinen Bahnhofes als er einsteigt. — Und es ist gut so. — —



## II.

## Sommer.

Ohne Baum, ohne Strauch, nackt kriecht die gelbweiße Straße zwischen den Wiesen hin. Mit einem tiefen Seufzer haucht sie all die Hitze des Tages aus. Gebückt, nieder schleicht sie zwischen den Grasbüschungen in die Berge. Kein Wind, keine Wolke, die Sonne im Sinken. Ein Gehöft liegt todt in den Obstbäumen.

Ein Karren, mit Leinwand überspannt, hält vor dem Hause.  
— — Kein Ton, keine Antwort, Niemand, der öffnet.

Und der magere Klepper schleppt seine Last wieder weiter. Langsam, müde, die staubige Straße entlang.

Drienen im Wagen liegt ein krankes Weib. Die Haare hängen ihr wirr und schmutzig zu beiden Seiten des Gesichtes herab. Sie glüht, fiebert, redet irre. Tappt mit zitternden Händen nach dem kleinen Kinde, fährt auf, lallt.

Das Kind spielt und lacht, versucht der Mutter das Brusttuch herunterzuzerren und ruft ihren Namen. Wenn der Wagen stößt, fällt die Kleine auf die Seite, in's Stroh, auf den Leib der Mutter, auf ihre Hüfte. Dann jauchzt sie laut auf, zieht an den schwarzen Haaren der Kranken und reißt ihr mit dünnen, spitzen Fingern an den Augendeckeln, damit sie nicht immer schlafe.

Neben dem Karren trottet der Mann, bestaubt, mager, den Kopf gesenkt. Er und der Klepper, sie werden immer langsamer, immer müder, der Wagen scheint fast still zu stehen, kaum daß er Staub aufwirbelt.

Weit drüben auf der Wiese wenden Männer und Weiber Heu. Ein schwacher süßbitterer Geruch stiehlt sich bis zur Straße her.

Der Mann sieht auf, murmelt einen Fluch zwischen den Zähnen und schlägt auf den Klepper ein, daß er erschreckt dem Karren einen

Ruß gibt. Wie das Kind schreit vor Vergnügen! Auf Händen und Füßen kriecht es nach vorne und schaut mit lachenden schwarzen Augen nach dem Vater.

Die Mäher drüben stützen sich auf ihre Rechen. Mit aufgestemtem Arme sehen die Weiber dem Gefährt nach, ihre weiß und rothen Kopftücher leuchten über die grüne Wiese. Dann reichen sie sich den Krug und trinken. Gesundheit, Frische, liegt in ihren Gesichtern, ihren Bewegungen, Behagen klingt aus ihrem Lachen.

„Pacelwaar'!“

Die humpeln weiter auf der weißen, öden, einsamen Straße, in den Abend, in die Berge hinein.





M. G. Conrad.



## I.

## Jenseits.

Novellistische Seelenstudie.

---

Vollkommen in der Ordnung. Es gab gar nichts Natürlicheres. Der beste Kopf hätte keinen richtigeren Abschluß zu ersinnen vermocht. Auch war neue Gefahr im Verzuge. Der letzte Betrug wäre ärger geworden, als der erste. Eine solche Unheilstifterin.

Sie mußte sterben. Dann war's vorüber. Und es war vorüber, wenige Tage vor ihrem dreißigsten Geburtstage.

Und durch ihn, nur durch ihn, kein zweiter Mensch auf der Welt hatte ein so heiliges, unbezweifelbares Recht darauf, sie von der Tafel des Lebens wegzuwischen.

Mit einem Druck des Daumens, zuerst suchend, streichend, wie lieblosend, hinter dem Ohr herab, am Hals herein gegen den Kehlkopf.

Das ging wie über weichen, warmen, lichtbraunen Sammet. Es gab keine wunderbarere Haut, ohne eine Spur von Runzel oder Rille, und so durchführend das heiße, reiche Blutleben, in einem so gleichmäßigen Takt der Kraft, der kaum bezähmbaren, vor keinem Widerstand stutzenden. Dazu eine Sicherheit des Lebensbewußtseins, ein Gefühl der Unüberwindlichkeit und Unzerstörbarkeit in jedem Blutkügelchen, eine tanzende, wirbelnde Lust in jedem Atom dieses geschmeidigen, biegsamen Leibes — und im Erscheinungsbild der Welt gegenüber diese Harmonie, diese Ausgeglichenheit, dieser Rhythmus, dieser verhaltene Atem der Leidenschaft. Niemals hatte eine frechere Seele sich eine idealere Hülle gebaut.

Und weil diese Frechheit nimmer zu bändigen und nicht länger zu ertragen war, mußte Alles zum Teufel fahren. Das war die

Freiheit. Anders war's ganz unmöglich, jemals noch auf der Welt eine gute, unge störte Minute zu haben.

Mit dem einzigen Druck des Daumens waren alle Fesseln gesprengt, alle Ketten fielen klrrend ab. Die Welt war wieder mglich, das Leben gesund, das Dasein geheiligt.

Mit diesem Druck.

So.

Nein, ein zweites Mal war das freilich nicht nachzumachen. Unerhorte Anstrengung. So alle Kraft auf diesen Punkt zu sammeln und bltupartig auszulsen, da es wie eine Betäubung zurckschlug auf den ganzen Leib, und wie eine Lhmung im Gehirn, und wie ein Bruch aller Glieder.

Dann ein Taumel, ein Nausch, aber dahinein schon die deutlichste Wahrnehmung, jedoch das Nchste wie aus weiter Ferne, der Laut wie vom Telephon hergetragen, das Bild wie durch das umgekehrte Opernglas gesehen, fabelhaft scharf und hell in der Verkleinerung des Entrcktsfeins. Ganz wunderbar. Es spielte sich vor den Fuen ab, war mit der Hand zu erreichen, und doch wie eine Vision aus dem Jenseits. Und diese Prgungsgewalt, da nicht der allerfeinste Strich zu verwischen, ins Gedchtnis gebannt wie mit der Nadel in eine Kupferplatte radiert.

Erst kollerte der Leib nach einem jhen Absturz wie eine kugelige Masse die Bschung hinab mit den knirschenden Begleittdnen des springenden, rutschenden, rinnenden Gerlls, dann auf eine Felskante aufschlagend, sich streckend, im Nu wieder hinausgeschwellt in die Luft, dann mit einem Platsch ins stillstehende, im sanften Mondlicht glitzernde Wasser der Nar. Verschwunden nach zwei-, dreimaligem Aufrecken in hgeliger Rundung ber dem Flu spiegel, verschwunden in dem dicken Schatten, den die Ruine der alten Raubritterburg am jenseitigen Ufer ber Wald und Wasser in scharfer Zackung wirft. Aber der Blick nach, immer nach, mit furchtbar wachsender Schkraft, schnell und tief und doch darberschwebend wie von einem Stern herab, dann voraus wie wegweisend und bahnziehend im Wasser, den schwimmenden Krper wie an einer magnetischen Leitung. Hier der schwindelnd hochgespannte Eisenbahn- Viadukt von Gro hsefeloh, jetzt unten hindurch zwischen den weiten, schlanken Pfeilern, an denen

die jagenden Wellen singend vorbeiziehen mit ihrer toten Last, jetzt in immer tolleren Stürzen in Thalkirchen, jetzt in München, hart an der Kuenstraße vorüber, unter überhängenden Weiden, jetzt in flüchtendem Schuß durch zwei, drei Brücken, durch, durch — Es wird doch nicht? Nur kein Hasten, kein Halten! Weiter, weiter, schöne Leiche, spute dich, Eilgut der Ewigkeit, schneller, schneller, schneller . .

Die wunderbare Nacht, die Weite, die Ferne, die Höhe, die unermessliche Freiheit im hohlen Weltraum, ein grenzenloses Ausschwingen der erlösten Seele, ein Traum im Licht, ein Geistertanz im Verschweben, Verwehen —

„Pack ihn am Kragen, Kreuzdonnerwetter!“

Der Hallodri mußte nach. Er gehörte zu ihr. Seine Zeugenschaft als Ueberlebender? Nein, fort damit.

Und der Kopf schlug hart auf am Steinsockel des hochragenden hölzernen, moosüberwachsenen Christusbildes am Rain, knapp an der steilen Abfallstelle. Dahinter der Feldweg, der einsame. Dann der Wald, der stumme.

Sie waren den Feldweg hergekommen, aus der Richtung von Pullach oder Höllriegelstreu. Ganz geräuschlos auf dem Fahrrad, mit dem gelben Lichtspfen der Laterne voraus. Der Eine mit der Gitarre auf dem Rücken, darin der klagende Nachtwind —

Der Hallodri!

Der Bettelmusikant!

Tags vorher hatte er noch mit ihm an der Künstlerfeier im Buchenwald von Großheßelohe teilgenommen, die gemeinsamen italienischen Reiseerinnerungen aufgefrischt, das neapolitanische Ciccuzza-Lied in tollster Laune gesungen — ach, wie der Beste sich vergißt und seine Lippen an besudelte Kelche setzt! Daß sie einst zusammen an reinen Quellen getrunken, in duldsamer Jugend und studentischem Wanderburjchentum, rechtfertigt keine spätere Unreinheit und wäre der Anlaß noch so festlich. Aber das war Schicksalsbeschluß, damit sich dem Anfang ein Ende füge, ein unwiderrüßliches.

Core a mamma, non vedennome

Va va trova che farrà,

Non vedennome, non sentennome,

La Ciccuzza morarrà —

Und Magdalena schleuderte das Glas nach seinem Kopfe, plötzlich, unvermittelt, ins Singen hinein, und schrie:

„Nein, nein, nein, die Ciccuzza non morarrà, sie ergiebt sich, aber sie stirbt nicht. Verstanden? Sie ergiebt sich wenn und wie und so oft sie will — ein freies Himmelsgeheim! Pfui, Ihr schmutzigen Moralkäsewärmer, Ihr Tugendmaden!“ Und ihr schlanker Leib wirbelte wie eine Windsbraut, ihr Mund schäumte . . . Die Rasende! Die Teufelin! „Pact ihn am Kragen, Kreuzdonnerwetter!“ ertönte ihr Feldgeschrei. „Pact ihn am Kragen, den Lauskerl!“ Wie ein Schander ging's durch den nächtig feierlichen, erhaben ragenden Wald bei diesem unsäglich gemeinen Schimpfwort. Und aus diesem Mund! Und an diesen Ramm, den sie vor Stunden in unerhörten Liebeswonnentaumel ihren Gott gepriesen und sich seine seligste Kreatur. Unwiderruflich — und die furchtbarste Szene war unabwendbar. Nie hat eine schönere Nacht eine grauenvollere Entheiligung erfahren. Nach diesem Auftritt konnte das Chaos hereindringen. Die Schöpfung konnte sich selbst verschlingen, es war nichts Lebenswertes mehr in ihr. Mit solchem Seelenspott war nicht mehr fortzuhäufen. Ein Ideal, das sich selbst bespeit, ein Ideal, das Purzelbäume im Rehrichthausen schlägt. Das war das Ende. Vielleicht ist nichts an der Menschheit und Treue, vielleicht ist nichts an Gott — aber die Liebe kann nicht atmen ohne Glaube an Menschheit und Treue, die Seele nicht leben ohne Glaube an Gott.

Sie hatte sich das Urteil selbst gesprochen, den Stab über sich selbst gebrochen. Nur die Vollstreckung gieng über ihre eigene Kraft. Nicht mehr die Liebe, nur die Barmherzigkeit konnte ihr das fehlende Restchen Kraft leihen. Die Frage, wem das Recht, diese Barmherzigkeit zu üben? ließ nur eine Antwort zu: Dem, der die Missethat erduldet. So konnte sich die Tugend des Leids im Mitleid in sich selbst vollenden.

Vollkommen in der Ordnung. Es gab nichts Natürlicheres. Der beste Kopf hätte keinen richtigeren Abschluß zu erfinden vermocht.

Und der Gallodri mußte nach, der Bettelmusikant. Er soll hinter ihr her sein in Ewigkeit und seiner Gewalt über sie Lust haben, bis er allen Genusses überjatt. Warum kam er des Wegs daher, auf dem Rad, mitten in der Nacht, mit seinem Kumpan, dem

malenden Liebrian? Ja, dessen Zeugenschaft vor Gericht, dieser letzte Tropfen Gemeinheit und Größenwahn der mitwissenden Falschthugend! Das war der Höhepunkt von nahezu überwältigender Komik. Zugesehen haben, wie der Hallodri-Freund erschlagen ward! Reißausgenommen haben, um die Häjcher zu wecken! Der gemeinste Schuft ein Werkzeug des Himmels — ach, welchen Himmels — daß die That nicht unentdeckt bleibe! Die That, wo es Thaten waren, und die letzte in der Kette der unbedeutendsten Ring! Am Sockel des Feldkreuzes, zu Füßen des gemarterten Heilandes, den unnützen Schädel des Bettelmusikanten zerjähmetert, beseitigt den Ueberflüssigsten aller Ueberflüssigen, damit ein wenig Raum werbe für die Notwendigen in der Enge des Lebens! Und von der Magdalena wäre keine Rede gewesen vor den weisen Richtern, hätte nicht der Thäter selbst seiner verborgenen That den Mund geöffnet, daß sie sich ihrer Natürlichkeit und Freiheit rühme, — nur von dem Hallodri auf dem stählernen Fahrrad, mit der hierverwaschenen Guitarre auf dem Rücken, darin der klagende Nachtwind die Kehrreime sang der Bettelmusikantenfahrt auf den steilen Waldböden der Jhar!

\* \* \*

Nein, davon sollte kein irdisches Ohr vernehmen, wie er Gewalt gewonnen über Magdalena, das wunderbarste und schönste und süßeste Weib unter dem Monde, und wie er die Gewalt wieder verloren über Magdalena, die häßlichste und verworfenste und unbeschreiblich leidbringende Seele unter der Sonne. Der Hallodri der Sieger, der Bettelmusikant der Nutznießer — und dann, Schmach über Schmach, er selbst wieder der Nachgenießer dieses Nutznießers, der Lafai im Bette des Suereräns, der Buhler-Knecht der Königin von aller Laster und Verworfenheit Gnaden. Und dann die Katastrophe, die Erlösung, das gute Ende.

Sich selber kaum mochte er die unheilvolle Geschichte in kurzen Andeutungen und zeitlicher Folge in die eigene Seele flüstern — es ist gar nicht so lange her. Jetzt freilich, nachdem sich das bürgerliche Gericht eingemischt mit den Folterwerkzeugen seiner Anklagen, Verhöre, Protokolle, Paragraphen, Beweise und Gegenbeweise, Gutachten und dem ganzen Apparat einer seelenlosen geschäftsmäßigen Rechtspflege; jetzt freilich, wo sein lebensstürzendes, größtes und

intimstes Ereignis zu einem öffentlichen Schaustück für den Gerichtssaal, zu einem Probierstück für die Pfliffigkeit der Beamten, Juristen, Mediziner, bis herab auf Reporter- und Zeitungslaser-Witz, entweiht und verzerrt worden war — o, jetzt freilich konnte er als der einzige und beste Mitwiffer dieses Erlebnisses sich selber davon erzählen. Und das war seine Genugthuung: Nichts haben sie herausgebracht, Nichts begriffen von dem inneren Mechanismus dieses feinen Seelenstücks, grob waren ihre Fingerringe, mit denen sie so eingebildet gewandt an dem wirr und doch so kunstvoll verschlungenen Knoten der Geschehnisse herumnestelten, stumpf ihre Werkzeuge, die ihnen tausendjähriger juristischer und medizinischer Scharfsinn zugerichtet und mit denen sie doch kaum die Haut der Dinge zu ritzen vermochten.

Ihm, dem Musiker, gegenüber, der die Harmonie der Sphären vernimmt und mit dem Spektrum seines wunderbaren Gehörnerbs bis in die Uröne und in alle Uebergänge, Lautschattierungen und Schwebungen zerlegt und wieder sammelt und mit dem Bande des behren Kunstgeistes verknüpft, standen sie nicht da wie Krüppel des Gehörs, die statt der Musik nur Geräusche vernehmen, denen sie mit den angelehrten Formeln des Generalbasses, der Harmonielehre und Rhythmik beizukommen trachten? Die erst Ziffern und Noten und Instrumente mit den Augen abtasten mußten, bevor sie überhaupt von akustischer Wirkung etwas klanglich und musikalisch Faßbares ins Ohr bekamen, zu welchem dann ihr Verstand herantoch, ohne den Hellblick des Gefühls, ohne den Empfindungssteigerer der Phantasie, ein Blinder, der einem Lahmen die Wege weist?

Ihm, dem aus allen Schulsätteln gesprungenen Medizin-Erstudenten gegenüber, der ihren rohen Vivisektionspraktiken einst mit Schandern den Rückenkehrte, standen sie nicht da wie vorläufige Ungethüme in Rhinoceroshäuten und Schuppenpanzern, mit ihrer Gefährtheit und Tradition, mit ihrem Theorien-Hokusfokus und anmaßlichen Erkenntnis-Schwindel, der sich selbstgefällig den blauen Dunst vormacht, endlich in die innerste Wunderwelt der Natur hinabgestiegen zu sein und mit Chemikalien, Messern und Zangen ihr das letzte Geheimnis des Lebens abgezwungen zu haben? Wie Insulaner aus dem dunkelsten Weltteil, die unter den Trümmern eines gestrandeten Schiffes am Gestade einen kostbaren Chronometer

finden und, um hinter das Geheimnis seines Wesens und Zweckes zu kommen, mit Kieseln das Gehäuse zerbrechen, mit den Zähnen das feine Räderwerk zerbeißen, mit der Nase und der Zunge das Häpfchen beriechen und beschmecken, an dem einst ein einziges Tröpfchen Del gehangen?

Sie alle, die armen Schwächer der Wissenschaft und Kunst, die sich von ihrem Marterkrenz hinüberträumen ins lichte Reich der Erkenntnis und Empfindung, was haben sie ihm geraubt? Neue Thorheiten zu ihren alten, einige Sandkörner mehr auf den Chimborasso ihrer Anmaßung, ein Strohhalbmehr zur Stütze ihres mörderisch wackeligen Autoritätsbaues — das ist ihre ganze Beute. Und was haben sie ihm dafür bereitet? Wirrnis und Ekel, von denen er mit Schmerzen sich lösringen muß, um seiner selbst wieder sicher und froh zu werden; Unkraut haben sie rings um ihn gepflanzt, in hohen Büschen und Stauden, das er ausjäten und roden muß, ein dumpfes Dickicht, das ihm Luft und Licht und Aussicht benimmt und alle Schöpferfreude.

Einen Häftling wollten sie sich aus ihm machen, einen Eingemauerten, ein Schalentier, dem sie den Kopf abschlagen, wenn ihre Stunde gekommen? Ja, das sollte ihrer Schwachheit glücken! Seit sie Scheidewände zwischen ihm und der Menschheit da draußen aufgerichtet, seit sie Cyclopeumauern um seine Einsamkeit gebaut, o, wie hat er an Herrlichkeit gewonnen in seiner Seele, welcher Aufschwünge erlabt sich sein Geist, wie kreist er über ihnen, ihrer Beschränktheit spottend! Und einen Kerkermeister haben sie ihm zum Wächter gesetzt? Er hat ihn sich umgeschaffen zum kurzweiligen Objekt seines Studiums, zum seltenen und darum erträglichen und wünschenswerten Spielgenossen flüchtiger Augenblicke! Tritt er herein mit der klirrenden Musket seiner Schlüssel, und dem Rasseln und Knirschen der Riegel und Ketten, wünschte er oft ihm zum Gruße die Frage ins Gesicht zu lachen: „Wer ist der Gefangene, he, alter Nachbar?“ Aber man muß sich sogar die Gefühle der Sklaven drei Schritte vom Leib halten, selbst wenn man sie zum Range des Spielgenossen erhebt. Und einen Pfaffen haben sie ihm geschickt mit wunderlichen Sprüchen, die ihm faulig und stinkig aus dem Munde krochen gleich Würmern aus einem Kadaver. Was soll ihm der Pfaffe? Ihm die innige Gemeinschaft mit dem

lebendigen Gott verleiden, daß er thörichte Worte und zudringliche Fragen darüber spuckt? Gott hat sich diesen Dritten im Bunde verboten und der Pfaffe hat seinen erbischweren Leib nicht mehr in die Atmosphäre seligen Lichtes gehoben gleich einem Körper der Verfinsternung.

Ihm die reiche Einsamkeit nicht gönnend, würden sie ihm Vater und Mutter und Brüder und Schwestern auf den Hals schicken, wären die Toten noch anders zu haben als zu schlimmer öffentlicher Parade im Gerichtssaal. Aus den schmutzigen Akten der Schreiber kann man sie beschwören, die Gräber bleiben verschlossen. Mit blöden Unterstellungen kann man sie in den Zusammenhang des irdischen Lebens zurücksrüden und Maßstäbe aus ihrem bereinstigten Verhalten für die Verdammnis der Nachgeborenen konstruieren, aber kein Hauch der Zustimmung oder des Protestes weht aus ihren Särgen.

Ja, der Vater war nicht viel Rechtes gewesen, ein Trinker und Raucher und exaltierter Kopf, ein leichtsinniger Verschwenker alles Guts. Ein unglückseliger Held, ein pensionierter Offizier, der nicht um die Majorsdecke herumkam. Die faule Luft des Pensionistenstandes förderte auch keine Tugend. Schulden und Weiber, Weiber und Schulden. Dann wieder ein Frömmeler und religiöser Bräutigam, mit der Kerze in der Hand hinter jeder Prozessionsfahne her, wie vorher hinter jedem Unterrock . . . Aber was ging das ihn an, der wählig und sparjam zu leben gewohnt war, alles in schöner Ordnung hielt und nur in den Höhemomenten — Höhemomenten, ach, Magdalena!

Und die Mutter war weder als Gattin noch als Hausfrau ein Muster. Unerquidlich war ihr Wesen in allen Stücken, ohne den Goldgrund der Liebe, voller Risse und Sprünge und trübseliger Launen. Aber was ging das ihn an, der nach dem frühen Tode der Eltern in gerader Linie ununterbrochen seinen Weg gegangen, von den niederen Schulen zu den hohen, und dem herrlichen Gefühle und der tiefsten Empfindung für das Schöne in der Brust gleich einem himmlischen Leitsterne folgend, die Gelehrsamkeit auf ihren dicken Folianten links stehen ließ, der Schulmedizin, dieser schwarzen Bogelscheuche auf des Lebens goldenem Banne, das

blutige Seziermesser und die Giftspritze vor die Füße schleuderte und emporstieg zu den sonnenreinen Höhen, wo die Kunst strahlt in ewiger Jugend und Schöpferlust, in Wonne und Freiheit ihre Jünger leitend zu beglückender Harmonie und zum vollen Ausleben der Persönlichkeit in aller Fälle der reinen Kraft?

Und die Brüder und Schwestern? Jung von einer Seuche dahingerafft, hätte er ihrer jemals bedurft, ihrer Hilfe oder ihres Beispiels, er, von allen in der ganzen Verwandtschaft die einzige, frei auf sich selbst gestellte Künstlernatur? Nein, sein eigener Herr war er in allem von Anfang an. Sein war sein Wille, sein der Weg . . . .

Vertheidigung nennen sie's und Grundlage für misdernde Umstände, die Herren Rechtspflieger, wenn sie Beleidigung an Beleidigung reißen und die verschollensten Kehrriethausen aufwühlen und allen vergessenen Schmutz alter Familiengeschichten schamlos und ungerecht ausbreiten vor aller Welt. Und zuletzt mußte der Hassbri und Bettelmusikant uns Leben gekommen sein, weil der Mörder in Reib entbrannt war ob seiner Virtuosenkünste und glänzenden Erfolge auf der ganzen Linie vom Obeon in München bis zur Humanitaskapelle im Steinbruche von Höllriegelskreut! Und nach Pariser Muster suchten sie auch das Weib und nannten allerlei musikalische Frauen und Fräulein auf den Villen ringsum, die unglückliche Liebe entzündet in den Nebenbuhlern und Frau Venus zur Hekerin bestellt unter den Musen, aber von Magdalena fiel kein Wort, denn der einzig wissend Ueberlebende hat sein Geheimnis bewahrt, treu, wie die Wasser der Jyar. Hat es bewahrt, bis ihn der Troß überfiel und die neu aufquellende Freude der That und die Lust der Verachtung: nichts wollte er hinfort von der Dummheit und Feigheit der Menschen zum Geschenke haben. Sein Geheimnis war sein Eigentum, aber er hätte es als Geschenk mit aus dem Gerichtssaale nehmen müssen, und die Richter wären ihm die letzten gewesen, von denen er ein Geschenk genommen hätte. Eher wollte er ein Schenker sein. Und er gab ihnen sein Geheimnis, damit er mit leeren und reinen Händen von ihnen gehen konnte und ohne die Last der Dankbarkeit im Herzen. So konnte er sich aus dem peinlichen Hause geleiten lassen, den Nacken straff, frei, ohne Joch irgend einer Verpflichtung.

Jetzt war alles geregelt. Nach diesem klaren, ruhigen Gesändnis gaben sie ihm auch seine volle Zurechnungsfähigkeit zurück und schoben das Zeugnis der Irtsinns-Professoren und Geheimräte beiseite und stellten seinem Bewußtsein zur Zeit der That einen guten Yeumund aus. Er war Mörder mit Ueberlegung. Zwar schüttelte er den Kopf bei dem Wort Mörder, jedesmal, und nahm eine überlegene Miene an. Die Rechnung stimmte jedoch. Alle wußten jetzt, woran sie waren. Daß sie mit einem Todesurteil seine Rechnung quittierten, war ihm gleichgiltig. Eine fremde Formel, ohne Reiz noch Fragewert für seinen Geist. Während sie verlesen ward, überströmte seine Seele ein Melobienjchwall, der mit jedem Satze des Richters sich ebhte zu klarem Tatt und sich am Schlusse fügte zu einem göttlichen Reigenlieb, in güldenem Schuhen zu tanzen und mit azurnen Flügeln. Und ein seliger Hohn lag in dem Liebe und ein erquickender übermenschlicher Mutwille. Und fort musizierte es in seiner Seele, die wie auf purpurnen Morgenröten schwebte, während sein Leib durch die düsteren Gänge wandelte mit stockendem Fuß, der Kerkerzelle entgegen.

Als am Abend der Wärter das Eisen durch das kleine Guckloch der eisenbeschlagenen Thür schob, rief er ihm lächelnd Dant zu und wehrte die gemeine Nzung ab. Seine Speise sei himmlisches Manna der Freiheit und so köstliches habe er nimmer genossen seit langer Zeit. Er danke, danke, danke . . . Auch könne er keine Hand rühren vor lauter Komponieren und Musikmachen. Er berste von Glück und Reichtum . . .

\* \* \*

Mit Spottreden empfing er den Geistlichen, der ihn von antswegen auf seine letzte schwere Stunde vorbereiten sollte.

„Weißtragiger Nasgeier, was suchst du im Horste des Adlers!“

Der milde Mann der Kirche lehrte sich nicht daran. Mit jalbungsvoller Stimme rebete er aus den Pjalmen Davids vor und warnte vor der „Bank der Spötter“, wo der nicht sitzen dürfe, der nach kurzer Gnadenfrist vor dem Richterstuhl des ewigen Gottes zu erscheinen habe.

„Mein Gott wohnt in mir, eine tönende Sonne, ein Strahlenmeer ewiger Harmonie. Was weißt du davon? Du hast kein

Organ dafür, du bist vielleicht ein guter Mann, ganz gewiß aber ein schlechter Musikant“.

„Bedenken Sie, Bruder, die letzte Stunde . . .“

„Ich habe keinen Bruder. Ein Ewigkeitsmensch, kenne ich keine letzte Stunde, wie ich mich keiner ersten erinnere. Sing' dein Sprüchlein einem andern vor, irgend einem armen Schlucker, nicht mir. Ich bin kein Almosenempfänger, hörst du? Ich brauche deinen Bettel nicht. Geh'! Du störst mich, du bist langweilig.“

„Grundgütiger Gott des Himmels, bedenkt doch, wer und wo Ihr seid?“

„Ja, das wenn du wüßtest! Laß' mich, daß ich mich singend auf Sonnenstraßen schaukle. Du verengst mir die Welt. Sie bekommt schlechte Farbe und schlechten Geruch, wo du weilst. Alles kommt aus dem schönen Gleichgewicht. Ich bitte dich, geh'!“

„Und es drückt Euch nicht, mich so zu behandeln? Ihr habt keine andere Mitteilung für mich, daß ich Euer Leid teile . . .“

„Ich habe kein Mitleid mit den Mitleidigen.“

„Jene arme Magdalena“ . . .

„Ja, frommer Mann, was verstehst du davon? Sie mußte sterben. Dann war's vorüber. Vollkommen in der Ordnung. Es gab gar nichts Natürlicheres. Der beste Kopf hätte keinen richtigeren Abschluß zu ersinnen vermocht. Du vielleicht? Komm' her, und laß dir in die Augen sehen — du vielleicht?“

„Wohl, wenn ich etwa genau die Geschichte wüßte und jeden verborgenen Zusammenhang . . .“

„Ah, jetzt wirst du interessant. Komm' her, ich will dir aus freien Stücken die Geschichte schenken. Sie dient mir nicht mehr, und deiner Gottseligkeit, Unbeweisbar, wird sie eine Abwechslung sein“.

„Danke“.

„Setz' dich hier her, da ist noch ein Stöckchen auf meinem Sonnenwagen. Sei bescheiden und halte dich ruhig und fest, daß du nicht fällst. Also. Wir waren zu Dritt. Bei drei gib't's immer ein Unglück. Deine Trinitätslehre beweist nichts dagegen. Sie ist auch danach. Eine Ausnahme, wie alles bei Euch. Schweig und höre. Rück' mir nicht zu nah'. Körperliche Nähe macht mich ungebulbig. Thu' deine Hand auf deinen Rücken. Ich haße jede

Berührung. So. Und nun, daß merke vor Allem: der richtige Mensch, der schaffende Geistmensch ist einzig und einsam, in der Herde liegt sein Unglück und seine Unfruchtbarkeit. Mit Zwei setzt die Herde ein, die Störung beginnt, mit drei ist das Unglück unabwendbar. Zwei ist immer das Weib, d. h. die Schwäche, welche herrschen und unterwerfen will, unterwerfen oder umwerfen. Drei macht das Kraut fett, da beginnt der Schmutzleck und die schlechte Verdauung und es gibt keine Hilfe mehr für die Gewöhnlichkeit. Aber ich öffne das Fenster, packe alles in ein Tuch und schleudere es hinaus. Dann sitzt man wieder allein am reinen Tisch. Und alle guten Geister, die vorher traurig und stumm waren, lächeln wieder und läpfen die Schwingen mit Kling und Klang und Gloria — ach was, das läßt sich gar nicht beschreiben.“

„Ja — und die Magdalena?“

„Zwei, natürlich. So fing's an. Sie lief mir nach. Ich war noch Student, Mediziner. Hektor Verlioz, den ich zu vollenden habe — er: Verdammung Faust's, ich: Faust's Erlösung, aber ganz anders wie bei dem Spießbürger von Weimar, verstanden? — der göttliche Verlioz war auch zuerst Mediziner. Aus der Tiefe dieses Jergangs muß man auf die Höhe des rechten Weges schließen. Endpunkte. Medizinerei, Juristerei, Pfafferei, dieser dreifache Höllenzwang zur Knechtung der furchtsamen Menschheit. Alle drei die Schlange im Wappen. Mediziner und Totengräber, Jurist und Henker, Pfaffe und Teufel, so läuft's aus und zurück, so beißt sich die Schlange in den Schwanz . . .“

„Ja — und die Magdalena?“

„Zwei, natürlich. So fing's an. Sie lief mir nach, wie einem ein verirrter, herrenloser Hund in der Nacht nachläuft. Wer weiß, woher sie stammte! Man wußte nur, daß sie als Erzieherin mit einer vornehmen fremden Familie ins Land gekommen war. Sie hing an meinem Blick, sie krümmte sich vor meinem Blick, sie goß ihr Leben aus vor meinem Blick. Sie war meine Sache, mit der ich anfangen konnte, was ich wollte. Sie machte mir Freude, weil ich fühlte, wie stark meine Macht war, ihren Willen zu beugen. Allmählich schien ihr Wille ganz in den meinigen übergeflossen. Da spürte ich ein mächtigeres Rauschen in meinem Blute, wenn ich sie

in den Armen hielt, ganz hüllenlos, ein anbetungswürdiges Ebenbild Gottes, ein letztes Inventarstück aus dem verlorenen Paradies. Sie verdoppelte meine Kraft durch das Absolute ihrer Hingabe; ich schien über mich selber hinauszuwachsen. Eine neue wunderbare Einheit in bedingungsloser Liebe. War's ein Anfang, ein Abschluß, ein Uebergang? Ja, Pfäfflein, was war's? Plötzlich wird sie unruhig unter frommen Anwandlungen, plötzlich läuft sie in die Kirche und zum Beichtstuhl. Und ich fühle, wie sie ihren Willen tropfenweise aus dem meinigen nimmt und wieder für sich sammelt. Immer, wenn sie vom Beichtstuhle kam, war sie zerfahren, störrig, schlumm, voll böshafter Eigenwesen, das mir mehr und mehr wehe that, unergründlich wehe, wie lange, tiefe, knirschende Nadelstiche in die Seele. Dann ab von der Medizin, zur Kunst, zur Musik, ah, das war das Hinaus-schweben zu klingenden Horizonten, ein Gleiten über weltweite sonnentrunkene Meere, eine neue uner schöpfliche Wonne in göttlichen Fahrten durch alle Himmel und Sternennräume.

Dann kam uns der Kamerad, der Hallodri, der falsche Freund nahe in der Wegkreuzung. Magdalena fand ihn widerlich. Sie ward wieder gut und zärtlich-gleichmütig, wenn sie mir all die häßlichen Eigenschaften herzählte, die sie an ihm entdeckt und die ihr seine leibliche und seelische Erscheinung ekelhaft machten. Ich fand das übertrieben und weibisch ungerecht, aber es mißfiel mir nicht. So ging's eine Weile im schönen Schritt. Ich war überzeugt von der Echtheit aller Gefühle, Worte, Werke, die sie als süße Spenden auf dem Altar unserer Liebe häufte, daß alles frühere Wehe darunter verschwand wie unter einem blühenden Berge von Blumen. Alles in Musik verwandelt, aufgelöst und wieder gebunden in unendlicher Melodie. Und der Kamerad uns umkreisend, in Anziehung und Abstoßung. Auch in der gemeinsamen Kunst thun sich Gegensätze auf zwischen uns, über welche nur die Laune toller Stunden eine flüchtige Brücke zu schlagen vermochte.

Dann meine Ahnung und bald Entdeckung! Magdalena lügt! Sie steht bereits im Banne seines Willens, in der Begierde seines Dunstkreises, und jetzt hat sie Mühe, Unvorteilhaftes über und gegen ihn auszusagen, denn er ist der Dritte geworden und sie hat ihre Raivetät an ihn verloren. Und nun wird's wie nach jenen

frommen Fahrten in Kirche und Reichstuhl. Auf einem bestimmten Punkt der Komödie kann ich's ihr auf den Kopf zusagen, daß sie sich ihm ergeben, daß er sie in Besitz genommen mit allen Wundern und Wonnen ihres Leibes. Ich mert' es, wie sie durch ihn verwandelt wird und wie ihre Verwandlung sich lähmend auf mich legt, weil ich mich niemals wandle, niemals. Ich fühle die Verödung im wachsenden Druck, wie ein Fruchtfeld von Steinen überhagelt, mit Nische überregnet.

Ich gehe an mir zu Grunde, wenn ich mitleidig werde für andere. Mit Schrecken gewahre ich, wie ich geduldig sitze und ihre Klagen anhöre über ihn — den Geliebten, dem sie Weib ward, dem sie gehört und den sie verachtet, dem sie sich verschwendet und der ihr widerwärtig ist, und wie sie dennoch meine Umarmung heischt, um seiner Umarmung froh zu werden, wie sie unbefriedigt und weinend sein Lager verläßt, um in meiner Lieblosung ihre Gewissensbisse zu erstickn, bis alles zusammenquirt und versinkt im Pfuschle äußerster Gemeinheit.

Herr Pfaffe, hat man dich einmal an deinem Namenstage einen Lauskerl gescholten, zu Ehren deines himmlischen Schutzpatrons? Herr Pfaffe, hat sich einmal ein Ungezieferichwarm in deine Tasche gesetzt und auf deinen Leib und deine Seele und alles kahl gefressen? Und du hast dich nicht gewehrt und hast das Gewürm nicht zertreten, dein Ich zu retten und mit dem Ich deine Würde, ohne die auch deine Kunst, die reine, heilige, keine Gemeinschaft mehr mit dir haben kann im Himmel und auf Erden? Weißt du was das heißt, wenn Gemeines über dich kommt und spricht: Wieb dich auf und begnüge dich, unsere Ergänzung zu sein; laß' dich vom Sumpf behandeln wie ein Regentropfen, der vom Himmel in die Pfütze gefallen und dort zerfließt und den Dreck vermehrt? Herr Pfaffe, wem bist du der Nächste und Verantwortlichste, wenn nicht dir selbst, sofern du wahrhaft ein Mann bist, der etwas vorzustellen und zu bedeuten und zu bewirken hat in der Welt? Ach, die Musik, wer sie erlöste von allen Banden des Gemeinen, wer sie erhöbe auf den Thron der Göttin, daß ihr alle Seelen hulbigten, daß ein neuer Himmel würde und eine neue Erde . . . Und wenn nun ich, höre mein Wort, es entschleiert wohl das verborgenste Ge-

heimnis dieses Jahrhunderts, das größte weltgeschichtliche Ereignis der Kunst, die sich in Wehen windet, was sagst du, Pfaffe? Wenn ich, ich, ich" . . .

„Magdalena war vielleicht“ . . .

„Fertig damit! Die ist tot. Ein Schatten, ein Schemen“ . . .

„Eben darum.“

„Soll ich mein Leben an einen Schatten verschwenden? Soll ich meine Mission einem Schemen nachwerfen? Werde ich dieser Welt ein zweites Mal geboren?“

„Verzeihung, ich meine nur, Mord ist etwas furchtbar Böses und nicht weniger gemein, als“ . . .

„Dein Unverstand macht mich lachen. Und das sei deine Auszeichnung, daß ich lache, daß ich dich auslache. Nein, wahrhaftig, mit Verlaub, das verstehst du nicht, du Unberaubter und Unkünstler und Unmensch. Böse und gemein ist das Leben, das uns zwingt, unserer innersten Bestimmung, unserem Gottgefühl entgegen zu leben; böse und gemein ist die Gesellschaft, die uns zwingt, uns die Schaffenden und Uebermenschen, Gefindel und Ungeziefer zu ertragen, ja wie unferesgleichen zu behandeln“ . . .

„O lieber Herr, nicht so stürmisch! Wie Sie sich aufregen. . . Sie zittern an ganzen Leibe. . . Seien Sie doch ruhig, bedenken Sie, wie Schweres Ihnen bevorsteht“ . . .

„Pact' dich fort, du Aufwöhler und Mehrer alles Leids, Unglücks Mensch, pact' dich fort! Fort, sag' ich! Wie deine spinnengrauen Töne mir das Ohr zerwartern, wie die basiliskengrünen Dichter deiner Augen mir das Gehirn zerflackern. . . Hinaus, zerknitterte Gespensterkutte, hin — —“

Und in heftigen Krämpfen warf er sich auf den Boden und wand sich in Schluchzen und Stöhnen wie das ärmste, elendeste Menschenkind.

„Herr, schenkt' ihm den ewigen Frieden“, murmelte der Geistliche und schlich hinaus.

\* \* \*

Der Kerkermeister rief ihn vergeblich an.

In der Lage eines Getreuzigten war sein zierlicher, abgemagerter Leib auf dem Lager ausgestreckt, der Blick aufgerissen, starr, nach oben gerichtet.

Langsam erhob er sich, mit weltentrückten Augen sah er in der engen Zelle umher.

„Nun hab' ich viel zu thun. Ob dazu ein einziges Menschenleben langen wird?“ Leis und feierlich kamen die Worte heraus. Dann ein trauriges Kopfschütteln. Jetzt erst traf sein Blick den Kerkermeister.

„Du weißt auch keine Hilfe, freundlicher Mann. Die Last ist über alle menschliche Vernunft. Der Heiland stieg vom Feldkrenz, berührte sanft meine Schulter, und ich schwebte empor, an seine Stelle am Marterholz, die Nägel gingen mir durch Hände und Füße, schmerzlos, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, dann dunkelte der Himmel bis zum schwärzesten Blau, mit wenigen, aber großen, wunderschönen Sternen kam die Nacht über die Welt. Dann wuchs das Krenz und zog und dehnte meinen Leib, und die Falken mit meinen Armen reichten vom Aufgang bis zum Niedergang, mein Kopf berührte den Himmel und meine Füße gingen hinab bis auf den Grund der Hölle, und die plätschernden Wasser kamen herauf, höher und höher, und ein sanfter Nixenleib umklauberte meine Kniee — und küßte meine Brust, und droben sangen die Engel, und alle Sphären klangen, und aus rosigem Gewölk kam es wie von Geigen und Schalmeien und Harfen. Dann sprach Gott durch Posaunen und Pässe — ja, das war das Motiv, nach dem ich in schlaflosen Nächten gerungen und dessen überirdische Intervalle mein Sinn nicht fassen konnte. Faust's Erlösung — Und wie es Gott so blies, verhallend durch die Ewigkeiten, da tropften die Töne wie elektrischblaue Sternfunken in mein Gehirn, und mein Geist und mein Leib ist voll davon. Wie soll ich die Last der Offenbarung tragen? Wie sie der Welt mittheilen, die Erlösungsmusik des All-Ewigen?“

„Verzeihung, da weiß ich keinen Rat. Ich kam nur wegen der letzten Malzeit. Ganz wie und was Sie wünschen, Sie wissen ja . . .“

Und hastig einfallend, und mit einem nervösen Sprung vom Lager und vielen Gesten: „Ja, ich weiß, ich weiß. — Mich dürstet und hungert und meine Glieder frösteln. Dort oben an der Decke häng' die Sonne auf und auf vielarmige goldene Leuchter stecke die Sterne, denn ich will Licht, unermesslich viel Licht, in warmen, lachenden Fluten. Und die Wände rücke hinaus bis an die Enden der Welt und bedecke sie mit allen Kränzen und Blumen des Ruhmes, ah, daß ich in Duft und Ehren mich bade — und spare nichts an kostbaren Gefäßen und blendenden Bildwerken auf allen Tischen und an leckersten Speisen, dann bitte den Frühling zu Gast und die Freude — und — und den unermesslichen Reichtum. Ach, meine Göttin, ob das alles Genüge sei, die Tat zu vollbringen. . .“

Ratlos eilte der Kerkermeister hinaus. Die Stunde drängte.

\* \* \*

Ein hochhumaner Gefängnishof, düster, schlundartig eng, von der feuchten Kühle der Frühe grabesdüsterng umwittert — der Hinrichtungsplatz. Etliche Stufen Höhe, ein Balkengerüst, der höher-  
ragende Teil schwarz verhüllt. Ein robuster, rotwangiger Mann in Frack und Zylinder lüftet die Hülle und prüft den Mechanismus, das blitzende Peil. Die Gehilfen erscheinen, geschäftig die Bänderriemen zu ordnen, den Korb, den Totenschrein aus umgehobelten Brettern. Im aufpolternden Taktschritt eine Abteilung Infanterie, dann verschiedene Männer in Zivil, Richter in der Robe. Die blauen Uniformen drängen sich in steifer Linie auf der einen Mauerseite, an der anderen in unsicheren Gruppen die schwarzen Röcke. Die Gesichter der Zeugen, Soldaten, Beamten bleich, ernst, fragend, stillerschütternd. Die Richter in frostiger Amtsmiene vor einem kleinen, schwarzverhängten Tisch. Die Uhr schlägt vom Gefängnis Kapellenturm, das Eisenpförtchen fliegt knarrend auf, gellend entfährt dem Offizier der Kommandoruf, alles rekt sich, durchschauert von einem Nieerleben, in schwarzer Reize steigt der Zug die Treppe herab, dem Richtergerüste zu, macht vor dem Tischchen Halt: „Im Namen Seiner Majestät . . .“ Urteil, Vollzug, Gerechtigkeit, Worte, Worte, Worte, von denen der Delinquent, gestützt von zwei Kapuzinern, kaum den Schall vernimmt. Sein Kopf mit dem kurzgeschneittenen braunen Haar, der schönen runden

Stirn, dem bleichen schmalen Gesicht hebt sich langsam, wie lauschend, von der Brust, dreht sich wiegend auf dem weißen, entblöhten Hals und sinkt langsam in den Nacken, die Augen leuchten auf, die Lippen verziehen sich zum Lächeln, die Mienen gewinnen den ekstatischen Zug der Vision, der Verkörperung. Ein Schwalbenpaar schießt zwischen und durch das Stückchen Himmel, das morgendlich über den düstern Mauern leuchtet. Er hört sein Jenseitsmotiv, das seine ganze Sache füllt, aus Gottes Mund, Faust's Erlösung, in überirdischen Intervallen. — — Wieder macht der Zug einige Schritte, die Kapuziner weichen links und rechts von der sich entzündt hochaufrichtenden Armenjündergestalt, die plötzlich aus einer anderen, seligen Welt sich zurückfindend, mit groß erstaunten Frageaugen auf das blizende Veil vor sich blickt, während die Scharfrichterstöckche ihu nach Schultern und Armen greifen mit unentrinnbar packendem Griff. — In die dumpfen Wirbel der Trommel, in das Wellen der Glocke ein markererschütternder Schrei: „Ah, Ihr, wer berührt mich? Fort! Was wollt Ihr? Meine Freiheit, mein Leben! Ihr mordet mich —“ !! Ein Schieben, Stoßen, Ziehen, Niederdrücken, wegendes Geräusch der arbeitenden, kämpfenden Füße, ecmertes Niederdrücken, Fesseln mit breit aufschlagenden Riemen . . . „Was mordet Ihr mich? Wahnsinnige, Wahn — —“ Ein Rutschen, ein Blizschlag, ein weitausbrechender Blutstrom — — — Wiederum Geschäftigkeit vieler Hände, Gestalten hin und her, in furchtbarer Präzision, nuentwegt, dampfmaschinenmäßig — — — Ein Wagen mit der Totenlade, von berittenen Gendarmen eskortiert, fluchtähulich dahinjagend, durch die Gassen, über die Plätze, durch die Straßen — — Ueberall das erwachende Leben der Stadt, wie spallierbildend vor de: durchtausenden Todesfahrt, dort ein Bataillon mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, ausrückend zum Wandve, dort eine beteude Prozession auf dem Wallfahrtswege nach irgend einem Gnadenort, dort lange Wagenreihen, hoch beladen mit frischen Gemüsen und Früchten des Feldes, zum Markte — — — Vorüber, vorüber!

\* \* \*

Mit Geräffel und Hufschlag der schäumenden und schnaubenden Pferde in den Hof der Anatomie.

Drinnen, im Seziersaal, alles bereit, der Professor, die Assistenten, die Studenten. In weißen Schürzen, aufgetrempelten Aermeln die Einen, die Andern in modisch kotetten Anzügen, mit übernächtigen, strapazierten Gesichtern die Meisten. Alles bereit, die Pente zu empfangen — der Tisch, die Messer, die Sägen, die Zangen wie in feistlicher Erwartung, blitzblank, wohlgeordnet — — — Eudlich.

Die Lade entäußert sich ihres blutigen, noch lebenswarmen Inhaltes.

Alles kommt in Bewegung. Klinke Arbeit, geteilt nach vorbestimmtem Plan. Stierige Forschergesichter. Kurze Worte, wie Kommandorufe. Jetzt — man hat die Feile in der Hand. Ein Betasten, Begucken, Prüfen. Hier der zerfägte Schädel. Das Gehirn auf einer Glasplatte. Dort die Experimente am Rumpf. Der elektrische Apparat in Arbeit. Lanteres Flüstern. Sprechen im Dozementon, aber es haftet etwas daran wie von sadem Blutgeruch — —

Der Herr Geheimrat lächelt befriedigt. Er hatte mit seinem Entachten Recht gehabt wie immer. Der Professor beweist haar-scharf, daß erstens — zweitens — drittens — — — „kurz gesagt, meine Herren, läßt sich das Ergebnis dahin resumieren, daß man wieder einmal einem Narren den Kopf abgeschlagen. Uebrigens einer der schönsten Fälle, wie ich Ihnen später näher anzuführen die Ehre haben werde.“

## II.

## Gedichte.

Mara Mutter.<sup>\*)</sup>

## 1.

I siach Di nou, zwar lang it's hor,  
 Bia D'jung g'wa bist, a schäni Fraa,  
 Und kint und eifri, mit lachada G'sicht  
 Stäts bei dar Arbet, früh und spät —  
 Und ke häs Wort fer die häsi Kind',  
 Nor Liabs und Guats. O reiches Harz  
 Zor Frühlingszeit!

I siach Di nou, 's it aa lang h'r  
 Bia D'budet hast viel Harzaläd,  
 Und manchi Nocht nit g'isälaffa hast  
 Vor schwarer Sorg und Kümmeris.  
 Und ke häs Wort fer die häsi Wast,  
 Nor Riats und Guats. O storkes Harz  
 Zor Summerszeit!

I siach Di nou, wias D' stiller werst,  
 Wit g'fakti Hend: Es wia Gott will!  
 Die Kind' sen fort, sie sen versorgt,  
 As Laba nimmt sein' neua Gang.  
 Und ke häs Wort fer die Einsamkeit.  
 Nor Liabs und Guats. O frommes Harz  
 Zor Herbsteszeit!

\*) Meiner Mutter. (In meinem fränkischen Helmsdorf-Dialekt, wölschen  
 Waingrub und Taubertal. Das Dorf heißt Gnosshat = Stätte der Gnabe.)

Und Winter werd's. Du bist schüneweiß,  
 A als's, gebrachl's Fräula ey.  
 Bou weit har kumma Dei Kinder heem,  
 Mit Kindeskind! Und wieder jung  
 Sacht's aus Dei'm G'sicht wie Sunnaschei':  
 Nor Liabs und Guats! O Motterharz  
 For Weihnachtszeit!

Rig bringt Di um, nig macht Di h! —  
 Se Arbet, Kranket, Sorg, Verdruß,  
 Die Zeit kummt har, die Zeit vergäht,  
 Die ganze Wast verändert's G'sicht —  
 Nor Dei' Harz nit, Dei Motterharz!  
 In Liab und Gutthat bleibst Du gleich  
 In Ewigkeit.

## 2

Unnern Weidabam  
 Pei'n Branna  
 Manich'n Jugendtram  
 Gow' i g'sunna.

Verdort is dar Bam,  
 'as Wasser verrauscht,  
 Verflouga dar Tram,  
 I salber wie vertauscht.

Nor Du, Liabs Harz,  
 Bist heunt no das gleiche  
 Kit treu an G'muat  
 Das überreiche.

## 3.

Der Vatter arzöist a Häuberg'schicht  
 Und mecht dazua sei' strengstes G'sicht:  
 „Pfulteuf'L, it bees a Laba!“  
 Doch Du, gottstilles, sunnij's Bafa,  
 Kopfschüttelud:  
 „In Himmel stäht dar Bafa,  
 Gott lährt niemals barnaba.  
 Böigi, \*)  
 Dees it dar Meuscha Schlachtfeit,  
 Gott lährt's schä' wak zor rachta Zeit,  
 As Böigi.“  
 Der Vatter fluacht: „Gott'sdunmer nei'!  
 War fou da wart? Schlog's Vatter drei'!  
 Nor Böigi? Dees verdamnt! Bad?!“  
 Und lächelnd Du: „Kouft nemmer wart'?  
 Bist Du no' ganz so hiekhjer Art?  
 Blas salber wak  
 As Böigi!“

## 4.

Mit Bibel und mit Silbersturm,  
 Ruhe!  
 Warf Luther um des Papstes Thurm,  
 O weh,  
 In meiner Heimat Gauen,  
 Hurrah!  
 Ein' feste Burg ist unser Gott!  
 Ruhe!  
 Hinaus zur Thür den wältschen Spott,  
 O weh,  
 Hinaus des Reichthums Grauen,  
 Hurrah!

\*) As Böigi = das Rechte.

Und jedem Pfaff' ein ehrlich' Bett,  
Das gibt die rechte Gnadenstätt'  
In Lieb' und Liebesleiden.

Fort mit dem schwarzen Götzenbild  
Am Berg, wo's Wunderbrunnlein quillt,  
Kein Christenang' mag's leiden.

Wollt' Ihr vor frommen Bildern knie'n,  
Seht Eurer Mütter Heilbemüh'n,  
In ihrem Herz das Wunder,

In ihrem Blick den sel'gen Quell  
Des Himmelslichts! Vor dieser Schwel'  
Des Heiligtums als Pflunder

Verfinkt all' eiser Bildertram,  
Des wässchen Glaubens Lehr' und Nam',  
Aufsteigt die wahre Gottheit!

Ein evangelisch' Mütterlein,  
Das ist der wahre Gnadenschrein  
In gut und böser Zeit!

Mit Bibel so und Bildersturm,  
Zuße!  
Warf Luther um des Papstes Thurm,  
O weh,  
In meiner Heimat Gauen,  
Hurrah!

Ein' feste Burg ist unser Gott!  
Zuße!  
Hinaus zur Thür den wässchen Spott,  
O weh,  
Hinaus des Beichtstuhl's Granen,  
Hurrah!

So laß' mich, Mutter, knie'n vor Dir  
Und protestantisch beichten hier  
Und Deine Gnad' erblicken

Für alles, was ich schlimm gemacht,  
 Für alles, was ich schlimm gedacht  
 Im Herzen mein, dem wehen;

Dir, Einzige, brach's die Treue nie,  
 So oft's auch in Begierden schrie,  
 Dein Name blieb ihm heilig;

Und stürmt' ich durch die weite Welt,  
 Die Brust von irdischer Lust geschwellt,  
 Heim kehrt' ich jezo eilig

Zu Dir, der Gnadenstätte mein,  
 O sprich mich aller Sünden rein  
 In heil'ger Muttergüte,

Tu meiner Liebe reinster Stern,  
 Tu meines Glaubens fester Kern,  
 Tu meines Hoffens Blüte!

Mein Weib und Kind, sieh, bring ich hier  
 Und weih' voll Sohnesstolz sie Dir,  
 Sie führen meinen Namen,

Laß sie Dir treu befohlen sein,  
 Schließ fest in Deine Guad' sie ein,  
 Sprich segnend Ja und Amen!

### Meinem Vater.

Zürne nicht, Vater und Freund,  
 Wenn zum Preise der Mutter  
 Lobbricht mein Herz in Dank und lautestem Jubel!  
 Bin ich Dein Ebenbild doch  
 In allem, was Starkes an mir!  
 Rühm' ich die Mutter mit Fleiß und hellem Feuer,  
 Nach' ich's gerade wie Du,  
 Der Du als alter Herr nimmer Dich schenkst  
 Trotz Deiner Siebzig und drei  
 Mit fröhlichem Mund und schelmischem Wort  
 Meine Mutter zu rühmen allzeit  
 Als Dein trautes Geispons  
 Und selbst im Haber die unerseßlich Geliebte!  
 So klingt, beden' es nur recht,  
 In meinem einhimmigen Lied  
 Mit ihrem Lob zugleich auch — das Deine.  
 So nun, Vater und Freund, rätsle am doppelten Sinn!

### Meinem Sohn Erwin.

„Die schöne Sonne drauß' im Wald!“

Maximilianstraße 23, Hochparterre.

6. Februar 1890.

Es war zur strengsten Winterzeit,  
 Ganz München tot, tief eingeschnit,  
 Erstarrt im Frost, in Nebelhülle  
 Des freien Lebens heitr'e Zülle.  
 Die Sträß', nach König Max benannt,  
 Vom schärfsten Dürurm hart berannt,  
 Ein schauernd weißes Massengrab,  
 Drein Busch und Baum all' ihre Hab'

An Schmut und Leben hingelgeben,  
Um fahl und arm und eisehief  
Zu wimmern in Sturm und Nebelreif.

Seit Wochen, ach, kein Sonnenstrahl,  
Kein Himmelblau im Harthal.

Die kleine Welt hocht hinter den Scheiben,  
Läßt Schlittensfahrt und Gislauß bleiben.  
Des Schneeturms Loben und wildes Wehen  
Haumt jeden Mut ins Freie zu gehen.  
Und gar die Kleinsten von den Kleinen,  
Sie trrippeln im Haus auf verzagten Beinen,  
Vertriechen sich stumm am warmen Ofen  
Und blinzeln nur und zwinkern sich an:  
Der Winter, hu, ist ein garthiger Mann.

Und endlich bricht nach langer Nacht  
Neujahrstag an in lichter Pracht.

Doch kaum sind die Kleinen dem Bette entschlüpft  
Und haben das Wämmöchen umgeklüpft,  
Lollt wieder der Schnee in dicken Floden,  
Sturm rüttelt am Fenster und erstickt das Frohlofen.  
Ganz grenlich bräut der Winter herein  
Zum neuen Jahr ins Kämmerlein.  
Nun ist's wohl aus für lange Wochen —  
Die Kälte bringt Krankheit und schweres Leid.  
Zurück an den Ofen! Der Frühling ist weit. —

Geboren im Hornung, ein Schneeföniglein,  
Schwärmt jung Erwins Herzchen für Sonnenschein,  
Für Sommers Grün und Vogellaut  
Und ist vom Winter gar nicht erbaut.  
Wie war's doch bräutchen am Starnberger See  
Und gar erst auf der Rottmannshöh'  
So wundervoll in Sommertagen!  
Und jetzt des ewigen Winters Klagen!  
Ach, thät die Sonne nur wieder scheinen --

Er sitzt am Fenster, späht auf die Scheiben, !  
 Versucht mit dem Finger ein Löchlein zu reiben  
 Durch der Eisesblumen hartende Schicht  
 Und verzieht fast schmerzlich sein blaßes Gesicht :

Ein Löchlein nur, in die Welt zu schauen,  
 Aus Kerkers Haft, der ewig grauen !  
 Am Abend zündet der „Lichtelmann“  
 Wohl in der Straße die Laternen an,  
 Doch auch bei ihrem Flackersein  
 Sieht man nichts als des Winters Pein.

Da endlich! Am sechsten Februar,  
 Als Erwins zweiter Geburtstag war,  
 Sieht sehnsuchtsvoll er wieder am Fenster  
 Und wird von Minute zu Minute erustet  
 Und drückt sein Näschen an die Scheiben,  
 Mit warmem Dunst ein Sudloch zu reiben.

Auf einmal, wie verklärt sein Gesicht!  
 Er wendet das Köpflein und selig spricht  
 Sein Mündchen, das vor Entzücken lallt:  
 „Die — schöne — Sonne — drauß — im Wald“ !

Wir stürzen hinzu: Ein Strählschen fürwahr,  
 Wie ein dünn gezogenes goldenes Haar,  
 Schwingt sich durch den Weltenraum,  
 Ueberleuchtet, husch, den Straßenbaum —  
 Vergoldet, husch, einen Streifen Schnee —  
 Habt Ihr's gesehen? Ahe, ade!

Und doch in diesem Nu der Erscheinung  
 Sieht Kindesinn des Winters Verneinung,  
 Sieht Nebel und Eis und Schnee überwunden,  
 Das Paradies schon wiedergefunden!

Ein Baum — der Wald! Ein Strählschen — die Sonne!  
 Ein lichter Moment — eine Welt voll Boune!  
 Und Erwin jubelt den lieben Tag,  
 O hör' es, wer es hören mag:

„Die schöne Sonne drauß' im Wald!“  
 „Die schöne Sonne drauß' im Wald“!  
 Und nachts, wie er geschlafen ein,  
 Kommen Träume voll goldenem Sonnenschein. —

\* \* \*

Stehst eini, mein Sohn, im lauten Dämonskampf,  
 Umbrüllt von Ungewittern,  
 Im Kugelhau, im Lanzenplittern,  
 Und, schlimmer noch, im stillen Feindskrampf,  
 Im Alltagskrieg mit Niedertracht, Gemeinheit, Not,  
 Wo's Herz nur rückweis bricht und still verblutet,  
 Kein janzend' Heldentum die Schmerzen übergintet:  
 Des Sprüchleins denk' bis in den Tod:  
 „Die schöne Sonne drauß' im Wald“ —  
 Die schöne Sonne Gottes, des Hochsinns und der Liebe,  
 Die ewig leuchtet, gesehn und ungesehn, im d' nllen Weltgetriebe,  
 Sie weibe deinen Sieg, sie heilige deinen Frieden,  
 Sie bleib' dein stolz Panier dein Leben lang hinieden!

## III.

## Die gute Haut.

Novellistische Skizze aus dem Arbeiterleben.

So hatte ihn also seine Ahnung nicht betrogen, den braven Xaver. Im Gegenteil, die Wirklichkeit hatte seine schlimmsten Vorfürchungen übertroffen.

Und so sehr er darunter litt, es dünkte ihm unmöglich, seine Heimkehr ins Elternhaus durch einen neuen Auszug in die Fremde ungeschehen zu machen. Sein Pathe und Lehrherr war auch nicht der Mann, mit sich spaßen zu lassen, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt.

Fünf Jahre war Xaver in Frankreich, vier Jahre in England in verschiedenen Geschäften als Arbeiter thätig gewesen. Als gelernter Schuhmacher that er sich nicht schwer, in allen möglichen Zweigen der Lederverarbeitung sich zurechtzufinden und mit meist kurzen Unterbrechungen immer wieder Arbeit und bei seinen bescheidenen Ansprüchen ausreichenden Lebensunterhalt zu erlangen, — bald als eigentlicher Schuhmacher, bald als Sattler, bald als Säcker, einmal sogar in einem äußerst feinen, alten Fabrikgeschäft für leberne Polstermöbel. Da gefiel's ihm am besten, nur erwies sich seine Fertigkeit im Zeichnen bald als zu mangelhaft, und als einmal eine Absatzkrise in Sicht war und eine Anzahl fremder Arbeiter zur Entlassung ausgemustert wurde, befand er sich unter den Ausgemusterten und er mußte sein Bündel schnüren.

Nicht ohne Bitterniß gedachte er damals des langen Schulzwanges, den er als armer Junge sieben schwere Jahre lang in der Heimat hatte über sich ergehen lassen müssen, und der ihm schließlich neben den vielen praktisch überhaupt nicht verwertbaren angequälten Kenntnissen aus der biblischen Geschichte, Heiligentegende, anschau-

ungelosen Naturgeschichte und Vaterlandsgeichte in lauter öden Namen und Zahlen und Fragen nicht einmal so viel Zeichenfertigkeit einbrachte, daß er ohne äußerste Mühe und mit sicherem Ergebnis auf der Grundlage der Schule hätte weiterlernen können. Diese elende Schulkümperei! Mußte das so sein? Und er fluchte über die blinde Ergebenheit seines Vaters, der in allem gehorsam im Althergebrachten und Unzulänglichen stecken blieb und in allen Not- und Zwangslagen, den Folgen jener blinden Ergebenheit und Gehorsamkeit, sich und die Anderen mit der stupiden Redensart tröstete: „Es muß sein!“

Das war das einzigmal, daß er bittere Not in der Fremde litt, Not des Leibes und der Seele, als er, der unermüdlche und strebjaame Arbeiter, wegen nicht genügender Fähigkeit aus jenem alten englischen Ja- brikgeschäft für lederne Polstermöbel an die Luft geiegt wurde. Und gerade in diesem Geschäft hatte es ihm am besten behagt, hier hatte er nicht nur seine und kenntnisreiche Genossen, sondern auch den verhältnismäßig besten Erwerb gefunden. Dann kam die längste Pause der Arbeitslosigkeit. Um sie abzukürzen und nicht ganz zu verhungern, nahm er in der reichen Niesenstadt die gemeinsten Handarbeiterdienste an, die sich gerade boten . . .

Wie er sich endlich, nach neunjährigem Wandern und Kämpfen, im Auslande zur Heimkehr entschließen mußte, hatte er nichts weniger als ein Gefühl reiner Befriedigung. Und der Gedanke des Wiedersehens daheim und des Wiedereintretens in die alten, engen heimischen Verhältnisse erfüllte ihn mit Bangen. Er war ja doch über Alles hinausgewachsen . . .

Seine Genossen rieten ihm ab. „Nur nicht nach Deutschland zurück, wenn man einmal freie Luft in England geatmet. Das thut nicht gut. Im Reich Bismarcks und seines Ausnahmegesetzes kann kein klassenbewußter Arbeiter schnaufen, geschweige sich als ganzer Mensch fühlen. Er wird anspioniert, verfolgt und gehetzt, sobald er eine selbständige Meinung von sich gibt, die den Anderen nicht ganz in den Kram paßt! Er hat keine frohe Stunde mehr.“

Und ein anderer, ein Norddeutscher, ein verfrachter Studierter, der in England als tapferer Lebenspraktiker gelernt hatte den ganzen Buchgelehrtenwahn und akademischen Bildungszopf an den Nagel zu hängen, bemerkte: „Det is schon dem ollen Humboldt klar geworden,

der uns den weisen Spruch hinterlassen hat: „In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, eine Dummheit abzuschaffen, eins, um sie einzusehen, und eins, um sie zu beseitigen! Nee, mein Zutester, wollen Sie mir nich' glauben, so thun Sie den Onkel Humboldt den Zefallen, der war Zeheimrat und Professor und kannte den Kunmel. Respekt vor Bayern und seinem echten Bier, aber an der Spitze der Zivilisation marschierts bedwegen noch lange nich'. Bleiben Sie man mal schön ruhig bei uns in London und werden Sie nich' gleich sentimental, wenn Muttern daheim Klagelieder singt, die Schwester graue Haare, aber keenen Mann kriegt, der sie unter die Haube bringt, und der werte Herr Papa — — Nee, was deklamiere ich Ihnen da blümerante Familienromantik vor? Sie bleiben hier und damit basta.“

Aber er blieb nicht, durfte nicht bleiben. Zu innig waren die Bande des Blutes und des Gefühles, die ihn an die alte Heimat fesselten. Darüber half die radikalste Lebensart der neumodischen Geister nicht hinweg. Zwar war in diesen neun Jahren manche Empfindung blässer geworden, und manche ererbte Stimmung, manche alte Lebensansicht hatte Glanz und Schimmer verloren. Allein — trotzdem!

Er mußte die Probe auf die Wahrhaftigkeit aller dieser trüben Berichte, die aus dem Elternhause kamen, persönlich, sozujagen an seinem eigenen Leibe machen. Mit seinen eigenen Händen mußte er die Dinge greifen. In unmittelbarem Zusammensein mit Eltern Geschwistern und Verwandten mußte er die Bilanz der Kraft ziehen und zwischen sich und den Seinigen klare Rechnung machen, um endgiltig zu wissen, was sie ihm und was er ihnen noch sein konnte in dieser sich so stürmisch verändernden Welt. Jawohl, obzwar nur ein einfacher Handwerker mit einer miserablen Schulbildung, was hatte er in der anderen, gründlicheren, unermesslich ehrlicheren und strengerer Schule, in der des wirklichen Lebens — was hatte er da in diesen neun Jahren nicht alles weg- und zugerlernt! Wie waren ihm da die Schuppen von den Augen gefallen, die Sinne scharf und das Herz fest geworden!

Gleichwohl mußte er daheim alles noch fürchterlicher und unerträglicher finden, als er sich's draußen gedacht. Viel Schlimmes,

daß sich mittlerweile zum Entsetzlichen entwickelt und unaussrottbar in alles Lebendige eingestossen, war ihm im Auslande überhaupt aus der Vorstellung entschwunden oder wirkte nur noch ganz schwach mit verminderter Kraft auf seine Phantasie oder erschien ihm als eine menschliche Notwendigkeit und Thorheit, über die man sich als gereifter Mensch lächelnd hinwegsetzen konnte.

Wenn er z. B. in seiner geräumigen, luftigen, hellen Werkstatt an der Themse oder in dem schönen Vereinshaus seiner Londoner Gewerkschaft sich zurückdachte in die enge, schmutzige Bude an dem stinkigen Bach im Lehel, der verwahrlochtesten Vorstadt von München, in die windchiefe Hütte, die sein elterliches Stammhaus bildete! Wie da in dem Winkelwerk der zwei, drei Räume alles durcheinander kugelte in heilloser Unordnung, Menschen und Tiere, Hausrat und Handwerkszeug, altes Geklump und neue Ware — die Luft erfüllt von Dunst und Staub, die winzigen Fenster Scheiben erblindet oder zertrümmert und mit Papier überklebt, die wurmzernagten Thüren schief in den Angeln . . . Zuerst fünf Kinder, nur ein Jahr eins vom andern im Alter entfernt, schlecht gefüttert, schlecht gekleidet, schlecht erzogen, den ganzen langen Winter fränkeltend, in schmutzigen, zerfetzten Betten . . . Die Mutter immer in Sorgen und Aufregung und übelster Laune, daß die ganze Hütte widergellte von ihren Klageklängen und Schimpfereien von früh bis spät. Ja, die gute Mutter hatte wohl ein unendlich hartes Loos, aber das wurde doch nicht im geringsten dadurch erleichtert, daß die Arue in einemfort schimpfte und fluchte und die rohesten Worte förmlich herausspie . . . Und beim fünften Kind starb sie im Wochenbett . . . Und der Vater, dieser wunderliche Heilige mit seinem unerschütterlich gleichmütigen „Es muß sein!“ — Dieser stoische Philosoph auf dem Schusterstuhl, er hatte noch nicht genug, er nahm sich ein zweites Weib und zengte neue Kinder, die so wenig zu nagen und zu beißen hatten, als die bereits vorhandenen. Eine Stiefmutter, viel zu jung und viel zu frech . . .

So wuchs die arnuelige Familie heran in Not und Elend aller Art.

Die älteren Knaben, einmahl dem Zwang der Volksschule entronnen, mußten in die Lehre oder in die Fabrik, die Mädchen hinter ins Wäscherinneuviertel als dienstbare Gehilfen für alles. Die

Stiefmutter konnte die Kinder erster Ehe nicht schnell genug vom Halse haben; sie erleichterte ihr Herz in noch wüsteren Schimpfereien, als ihre Vorgängerin zu thun pflegte. Da war alles „Bankert“ und „Schwein“ und „Nas“ und „Schindluder“ — und der philosophische Vater selbst auf seinem Schusterstuhl bekam täglich seine Portion von Ehrentiteln von der geliebten Gattin ins Gesicht gespuht: „Troddel“, „Schafskopf“, „Kindvieh“, „Esel“, „alter Gauner“, „Pazzi“. Er duckte sich, zog die Schultern auf und murmelte: „Es muß sein“.

Eine seltsame Natur, vollgepropft von Illusionen. Er verlor seine Zähne, seine Haare, sein Leib wurde immer dürrer, sein Buckel immer schief, nur seine Illusionen blieben vollzählig, stramm, frisch und grün. Er glaubte an die Geistlichen, welche in den Gesellen- und Männer-Vereinen der Vorstadt herrschten und bei den Wahlen herumschwabronierten, wie an richtige Volksbeglucker. Die politischen Ausschneidereien der Patrioten und Selbstkatholiken nahm er für baare Münze. Wenn dann die Skandale losplakten, der Schwindel aufkam, die ganze Moral und Politik dieser „Führer“ sich als eitel Dunst erwies, ihren groben Eigennutz und ihr nudristisches Leben zu verthüllen, da lächelte er mild vor sich hin: „Es muß so sein.“

Sein zweites Weib kam dann in eine entseßliche Wut und zeterte: „Du Schlappschwanz, du . . . ! Ja, wenn ihr armen Tröpf' von Männern keine solche Stallhasen wär't, mit der ganzen Schwindlerbande wär' längst aufg'räumt. In die Isar soll man sie schmeißen, wie verreckte Hunde, dann wird's besser in der Welt. Aber vorher soll man ihre Sünd' und Schand' aufdecken, in alle Zeitungen soll man ihre Sauerereien schreiben, leibhaftig soll man sie im Theater spielen, mit den rechten Namen dazu, dann wird den Leuten ein Licht aufgehn. Aber es is' nix und wird nix, weil ihr Andern elendige Schlappschwänze seid“ . . .

Die Buben rissen bei solchen Wutreden der Stiefmutter Nase, Augen, Mund und Ohren auf, während der Vater ruhig seinen Draht wickelte und sich sein „Es muß sein!“ dachte. Der Dreck gehört nun einmal zum Leben, wie das Pech zum ehrsamem Schusterhandwerk. Da war weiter nichts zu machen.

Während Xaver bei seinem Firmpathen und weitläufigen Vetter in der Vorstadt Au, der gleichfalls Schuhmacher vom alten kleingewerblichen Schlege, wenn auch in günstigeren Familien- und Vermögensverhältnissen, war, seine Lehrzeit beendigte, mußten seine älteren Brüder bei'm Militär einrücken. Der eine, Max, fiel einem leberfranken Soldatenschilder in die Hand und kam als Dreiviertelkrüppel wieder heim; der andere, Ludwig, ein lebenswürdiger, nervöser Mensch, starb an einem Hitzschlag bei'm Exerzieren in glühender Augustsonne. Der Jammer war groß in der Familie. Eine Zeitlang blieb der Vater ganz stumm, nicht einmal sein Leibwort kam ihm über die Zunge. Es war zu schrecklich, erwachsene Söhne, die eine wirkliche Stütze der Familie hätten werden können, so im Dienste für's Vaterland hingepfört zu sehen — mitten im Frieden, ohne Grund und Ursach' und Nutzen.

Max erholte sich allerdings wieder so weit, daß er als Aushilfsmaurer mit Ach und Krach in Arbeit gehen konnte. Aber wie schlecht war der Lohn, und wie immer unzulänglicher wurde bei den steigenden Preisen für den Lebensunterhalt der Erwerb des Vaters.

Jetzt mußte sich selbst die Mutter um einen Platz außer dem Hause umsehen, um einiges Baargeld zu verdienen, fand aber lange nichts, bis sie endlich als Zugeherin bei einem alten Herrn Pensionisten in der Nachbarschaft, einem übelberücktigten ausschweifenden Geizhals, täglich einige Stunden Beschäftigung erhielt um mageren Lohn. Er muß sich oft scheußlich gegen sie aufgeführt haben, denn sie kam ganz toll und verrückt heim, bis oben voll Wut und Ekel. Allmählich gewöhnte sie's. Als er plötzlich starb, kein Mensch wußte wie, man fand ihn einfach tot im Bett — hatte er die brave Aushilfsfrau nicht einmal ins Testament gesetzt, der Schumpian.

Der Vater mußte sich aufs äußerste anstrengen, um von den Kunden Bezahlung zu erhalten. Meist selbst arme Teufel, wollten sie die Sachen auf möglichst langen Pump haben. Ein gräßliches G'frett.

So ging's jahraus jahrein in Elend und Not. Obgleich kaum an irgend etwas noch gespart werden konnte, war man doch gezwungen, an neue Ersparnisse zu denken. Der Staat verlangt

Steuern, die Stadtgemeinde verlangt Abgaben — und nicht wenig! Pfarrer, Lehrer, Doktor und Apotheker zehren an dem schmalen Familienbissen mit, wie soll man da auskommen? Es muß sein! Natürlich muß es sein, aber es ist danach.

Also neue Einschränkungen. Es darf nicht mehr so viel Brod gegessen werden. Der Verbrauch an Holz und Kohlen im Winter muß noch mehr eingeschränkt werden. Gegenstände der Körperpflege wie Seife und dergleichen müssen ganz aufgegeben werden. Entbehrliche Sachen aus der besseren alten Zeit, wie Spiegel, Leuchter, einige vergessene alte Hochzeits- und Pathengeschenke, die in der großen Familientruhe unterm Dache schlummerten, werden hervorgefucht und ins Leihhaus oder gleich zum Ländler getragen, um einen Spottpreis. Die Krämer in der Nachbarschaft wollen nicht mehr borgen. Das ganze Leben ist schon eine unausgesehete Entbehrung, und doch muß man sich an jedem neuen Tag fragen: Was können wir heute entbehren, damit wir uns morgen durchbringen? Das Unmögliche wird möglich gemacht. Unglaublich. Es muß sein. Man sieht, wie's die Reichen treiben — Herrgott, haben es die gut. Die Reichthümer wachsen von selbst, zusehends. Die Stadt verschönert sich. Ueberall mehrt sich der Luxus, die Pracht, das Wohlleben. Die Straßen wimmeln von eleganten Spaziergängern, von kostbaren Karrossen, von üppigen Vollblutspferden . . . Und die Armut der Armen wird täglich entsetzlicher. Wie zerschundene Lasttiere keuchen sie einher, das Joch der Knechtschaft und des Elends im Nacken . . .

Unter solchen Umständen war Kaver vor neun Jahren auf die Wanderschaft gegangen. Ein Herzfehler hatte ihn militärfrei gemacht.

„Die Welt steht Dir offen,“ sagte der Zirkpathe und Lehrherr in der Au, als der Handwerksburisch kam, Abschied zu nehmen. „Da, nimm' die Wegzehrung“, und er drückte ihm ein Zehnmarkstück in die Hand. „Später werden wir weiter sehen. Ade!“

Lene weinte ihm sogar ein gefühvolles Thränenlein nach.

\* \* \*

Und Lene, die damals fünfzehnjährig und frisch wie Milch und Blut und als einzige Tochter voll Uebermut und das verhätschteste Wesen im ganzen Haus, wie fand er sie bei der Rückkehr nach neun

Jahren? Abgelebt, mit runzeligem Gesicht, trüben Augen und gelben Zähnen — und einem dicken Bauch. Der Urheber dieses Wachstums, ein lüderlicher Bürgersohn, hatte sich aus dem Staube gemacht, hinüber ins Jenseits. Da war ihm keine Möglichkeit mehr, der Bethörten die entrißene Ehre durch eine prompte Heirat wieder zurückzuerstatten.

Wie der Alte auch wütete und ihr die geballte Faust unter die Nase drückte, das besserte nichts. Lene wurde von Tag zu Tag stumpfsinniger in ihrem Herzeleid. Erst bei der überraschenden Rückkehr Kavers, als der erste Schreck und die erste Scham überwunden, ging es wie Feuer durch ihre Augen und überstrahlte ihr Gesicht: „Kaver, ganz so lieb und gut wie ehemals, ganz so sichht aus, nur stärker und mannhafter. I' hab' so viel an Di' denkt . . .!“

Prosit Mäßigkeit. Er merkte den Braten. Aber sein Appetit stand auf dem Nullpunkt. Und nun reimte er sich zusammen, was die konfuseu Jeremiaden seines Vathen und Lehrherrn in den letzten Briefen nach London und die freigebige Zusendung des Reisegeldes für die Rückkehr bedeuten sollten.

Wie er seinen Vater und seine Stiegmutter wiedergefunden und den ganzen Haushalt, in dieser vollständigen Entblößung von aller sittlichen Energie und achtbaren Menschlichkeit — nein, der Publist einer Londoner Kloake war nicht widerlicher. Und doch, das war sein leiblicher Vater, das war sein angestammtes Elternhaus, das war der Boden, dem er entwachsen — und kein schlechter Wille, die Alltagsnoth allein hatte das aus ihnen gemacht. Aller Unflat und alles Gift wurde durch die Verhältnisse hineingetragen und auf einen Haufen zusammengebrückt, bis alles davon verdorben und verfault war, ein moralischer Zeugenherd. Mit dem Geschäft war's so gut wie ganz vorbei: der Vater hatte eingewilligt, daß sein Weib auf der Polizei eine Karte nahm . . .

Die Schwestern waren fort, seit einigen Jahren, kein Mensch wußte wohin. Nur die älteste Stieffchwester Anna war im Haus mit einem Kind unbekannter Vaterschaft, einem zweijährigen Blondköpfschen, blutarm, skrophulös. Und unter dem Dach lag Bruder Max auf dem Siechbett, ein Opfer der Soldatenscinderei und harter Maurerarbeit in Wind und Wetter bis zur Erschöpfung. Er konnte

kein Glied mehr rühren, so hatten ihn die Krämpfe zugerichtet. Ein lebendiger Leichnam. Blödsinnig starrte er den heimgekehrten Bruder an und brachte kein einziges verständliches Wort heraus. Der Vater stand daneben, altersschwach, verschrumpft, in seinem struppigen weißen Bart, aus dem ein Gesicht voll Kummernis herausfränkelte: „Wir haben alles gethan, was möglich ist, es muß sein.“ Und er strich mit seiner großen, grobknochigen, zitterigen Pechhand dem Gelähmten wie liebevoll über den Kopf . . .

Wie es Nacht war, hinaus aus dieser Stätte des Jammers und an der Isar, der brausenden, ewig frischen und gesunden, hinauf und hinab, um sich durch ihr wildfröhliches Rauhen die fürchterlichen Gedanken im Kopf und die mörderischen Empfindungen in der Brust übertäuben und niederzwingen zu lassen. Kaum wagte er einen Blick auf seine Vaterstadt mit ihren Tempeln und Monumenten und Kunstbauten, und wie sie gewachsen war in Größe und Schönheit nach allen Seiten, überquellend von Kraft und Reichthum. Nein, der Gegensatz schnitt ihm zu tief in die Seele . . .

Dann wieder hinüber in die Au zu seinem Pather und Lehrherrn, der, abgesehen von dem Unheil, das seiner Tochter widerfahren, in Wohlstand gediehen war die Zeit über und gewachsen an Einfluß und irdischem Gut, ein Häuptling der zünftlerischen Bewegung im Kleingewerbe.

„Ich will hoffen, Xaver, daß du ein Christenmensch geblieben bist mit dem Herz'n auf'm rechten Fleck. Einen Sozi können wir nicht brauchen. Daß Du da bist und bleibst, soll uns allen zum Glück ausschlagen, verstanden?“

„Ich weiß nicht, Herr Vetter —“

„Freilich weißt' nicht alles. Das mußt Dir aber gleich merken, daß es Deine Pent' mir zu danken haben, daß sie überhaupt noch schnaufen können, verstanden? Laß' es drunten im Lehel gehen wie's geht, vorläufig wenigstens, da ist nit viel zu richten. Du komst zu mir. Mein Haus steht Dir offen. Ich werde älter und bin viel in Anspruch g'ommen von der Politik und dem andern, verstanden? Ich brauch' eine rechtschaffene Stütze. Du übernimmst mein Geschäft, aber bald, und das andere —“

„Ich weiß nicht, Herr Better,“ fuhr Xaver wieder dazwischen, vergeblich wie vorhin. Der Redestrom schlug über ihm zusammen und seinen Einwänden.

„Brauchst weiter nig zu wissen. Du bist der rechte Mann zur rechten Zeit. Es muß sein, wie Dein Vater zu sagen pflegt, verstanden? Oder bist in der Fremde gar so ein Schleckermaul worden, daß sogar ich, dein alter Better, Dir nimmer gut g'nug bin?“

„Das nicht, aber —“

„Kein aber, wenn ich bitten darf, Xaver. Siehst, die Lene ist eine gute Haut und Du bist eine gute Haut, es läßt sich alles einrichten“ . . .

„Wenn's sein muß“, stotterte Xaver.



Hanns von Gumppenberg.



## I.

## Die arme Mila.

Eine Lebensstudie.

Seit ihrem achten Jahr schon kenne ich sie: und nur weil ich sie schon so lange kenne, kann ich mir meine besonderen Gedanken über sie machen. Es ist ein großer Zeitraum — jetzt geht sie ins achtundzwanzigste und ich habe sie nie aus den Augen verloren.

Damals war sie ein Kind seltsamer Art, die „wilde Mila“, wie man sie unwillkürlich in der Familie wie unter ihren Gespielen nannte. Ueber ihr Alter hinaus fast üppig entwickelt gab sie sich jedem Trieb, jeder Laune mit unbändigster Ausgelassenheit und rücksichtslosestem Eigensinn hin. Da half keine „Erziehungsmaßregel“ seitens der sonst ziemlich energischen Mutter; der Vater, ein Kaufmann, war schon tot: er hätte aber wohl auch nichts ausgerichtet. Es war einmal in ihr, und man konnte ihr's nicht austreiben. Was sie jedesmal wollte, das mußte sein. Selbst die gleichaltrigen Jungen, die gelegentlich zum Spielen ins Haus kamen, prügelte sie barbarisch durch, wenn sie ihren Einfällen nicht pariren wollten. Sie war der reine Satan — aber ein lachender: all' die Teufelei machte ihr Spaß und Behagen. Da blühten ihre weißen Zähne, da warf sie ihre Haare zurück, die am Mittag in verwirrten Strähnen herabhingen, wenn sie Morgens noch so brav geordnet waren — da leuchteten ihre Augen vor eitel Lust und Vergnügen.

Wir war der Wildfang nie recht angenehm, so lebhaft er mich auch interessirte. Es lag in der kleinen Mila mehr als die übersprudelnde Lustigkeit eines gesunden Kindes: etwas wie Gemüthlosigkeit, ja Rohheit trat deutlich hervor, wirkte häßlich und abstoßend. Und doch war sie nichts weniger als verzogen. Mutter Bergmann

war von jeder Affenliebe frei: man mußte, daß um so mehr anerkennen, als Mila für ein schönes Kind gelten konnte, mit ihren großen braunen Augen, den langen dunklen Flechten und dem prächtigen Wuchs. Offenbar lag alles in dem Kinde selbst. Vielleicht als ein Erbteil des Vaters, der ähnlich veranlagt gewesen sein soll.

So tollte die kleine Barbarin ihr junges Leben weiter, zügellos, unbekümmert, nur ihrer augenblicklichen Laune lebend — bis in ihr zwölftes Jahr.

Da, an einem wolkenlosen Sonntag im Frühjommer, trat der Wendepunkt ein. Mila hatte — ohne Respekt vor dem Feiertag — große Wäsche für ihre beiden Lieblingspuppen: gegen Abend war sie fertig, und stieg auf das kleine Vorbach hinaus, welches vor den Fenstern der Wohnung lag, um all' die triefenden Herrlichkeiten zum Trocknen aufzuhängen. Die Sonne stand schon tief, und auf dem Vorbach, das in das Winkelwerk der Rückgebäude eingeklemmt lag, war es sehr kühl und zugig. Mila, vom Eifer ihrer Beschäftigung erhitzt, hatte die Arme nackt und nur ein leichtes Sommerkleid an. Als sie zurückkam, besiel sie ein starker Frost. Die Mutter brachte sie zu Bett: und in der Nacht lag sie bereits im heftigsten Fieber. Zugleich klagte sie, die sonst gewiß nicht wehleidig war, über empfindliche Schmerzen im linken Arme.

Für Mutter und Kind folgten jetzt traurige Zeiten. Der Arzt konstatierte als Folge der Erkältung eine sehr bedenkliche Erkrankung der Knochenhaut. Mila litt unsäglich — milder kräftige Naturen wären erlegen. Monate hindurch schwebte sie zwischen Leben und Tod — endlich mußte man sich zu einer Operation entschließen: der kranke Arm wurde aufgeschnitten, und ein Teil des Armtuchens, der in Fäulnis übergegangen war, herausgesägt. Als das glücklich überstanden war, mußte Mila schwerkrank noch über ein halbes Jahr das Bett hüten, unermüdblich von der Mutter gepflegt.

Da sie die ganze Zeit nur auf der einen Seite zu liegen vermochte, kam ein anderes, noch schlimmeres Uebel dazu. Der rechte Oberschenkel wurde durch das lange Liegen wund: und da die Säfte ihres Körpers vergiftet waren, entstand ein zweiter gefährlicher Eiterungsheerd, der die Kunst des Arztes und Mila's drübende Kraft noch mehr

in Anspruch nahm. Endlich — nachdem beinahe ein Jahr vergangen war — konnte sie wenigstens wieder aufstehen: aber der linke Arm war steif und der rechte Fuß bedeutend kürzer geworden, so daß sie sich nur mit Mühe fortbewegte. Auch dauerten die Schmerzen in den kranken Gliedern leise quälend fort.

Mit dem Mädchen war eine durchgreifende Aenderung vor sich gegangen. Die bleiche, abgemagerte und unbehülliche Leidensgestalt machte nur den geringen Theil davon aus: weit mehr fiel die innere Wandlung auf, die sich mit Mila vollzogen hatte. Daß ein so schweres Leidenslager ihr überschäumendes Temperament dämpfen mußte — daß sie bedeutend stiller geworden war, konnte freilich nicht überraschen: wohl aber eine ganz entschiedene Richtung des Charakters und der Neigungen, die sich bei ihr eingestellt hatte. Das Rohe und in seiner gewöhnlichen Kennerlichkeit Abstoßende ihres Wesens schien vollkommen zurückgebrängt: wie eine Veredlung war es über sie gekommen. War früher niemals eine feinere Regung, eine schönere Gemüthswallung an ihr zu bemerken, so traten jetzt bei jeder Gelegenheit herzliche und liebenswürdige Züge solcher Art an ihr hervor: in erster Linie der aufopferungsvollen Mutter gegenüber. Für Musik, Kunst und Dichtung, für jede geistige Anregung, alles Innerliche des Lebens überhaupt, bewies sie jetzt wachsende Teilnahme: oft, wenn sie müd und matt im Lehnstuhl lag, mußte ihr die Mutter — eine treffliche Pianistin — vorspielen, und ganz seriöse Stücke hörte sie am liebsten. Ebenso eifrig begann sie jetzt zu lesen: sie, der man früher zu Weihnachten kein Buch schenken konnte, und wenn es für Andere noch so unterhaltlich war.

Von den verschiedenen Verwandten, Freunden und Bekannten wurde Mila allgemein bedauert. Die Besuche, sobald solche wieder möglich waren, gestalteten sich zu einer fortwährenden Beileidsbezeugung, wenn man das „arme Kind“ so in der Stube unherhumpeln sah. Mila verharnte dabei in der ruhigen Stimmung, welche sie seit der Krankheit zeigte, und war offenbar — was oft ganz seltsam erscheinen mußte — durch das ewige Betonen ihrer Lage keineswegs niedergedrückt. Der Mutter aber machte jener

geschwähige Jammer des Mädchens halber Besorgnisse, abgesehen davon, daß er ihr selbst in der Seele zuwider war. Weil sie nun andererseits die Teilnahme der Leute nicht vor den Kopf stoßen wollte, griff sie nach dem Mittel, den Besuchen wenigstens eine andere Richtung zu geben. Sowie es mit Mila einigermaßen besser ging, veranstaltete sie kleine gesellschaftliche Unterhaltungen, wovon sie, eine zurückgezogene Frau, früher keine Freundin gewesen war. Bei diesen Zusammenkünften wurde musiziert und declamirt; neue leistungsfähige Elemente traten gelegentlich hinzu, und bald hatte sich ein künstlerisch-dilettantischer Kreis von ziemlich engem gegenseitigem Anschluß um die Kranke gebildet.

So ging es fort, bis in Mila's sechzehntes Jahr. Die Schmerzen schwanden immer mehr, endlich vollständig: der Arm gewann seine Beweglichkeit fast ganz zurück. Die Wunde am Schenkel schloß sich endlich, und nur der kürzere Fuß erinnerte noch auffallender an die überstandene Leidenszeit. Mit der fortschreitenden Besserung blühte auch Mila's Körper — jetzt zu reifer Jungfräulichkeit — auf: ihre Wangen rötheten sich wieder, ihre Augen wurden leuchtend und feurig. Was sie als Kind versprochen, das hielt sie in der That: sie war eine Schönheit von wahrhaft südllicher Gluth geworden. Gleichzeitig aber — je gesünder sie wurde — kehrten in der auffallendsten Weise ihre alten, oberflächlichen und häßlichen Charaktereigenschaften zurück, indem das Vornehme, das Geistige und Gemüthvolle, was sie in ihrer Leidenszeit an sich gehabt, allmählich sich wieder verlor. Noch heute erinnere ich mich genau an eine peinliche Scene, deren zufälliger Zeuge ich war: sie geriet ihrer Mutter gegenüber wegen einer bedeutungslosen Nichtigkeit in Zorn, und jenes Gewöhnliche ihrer Natur trat wieder so abschreckend hervor, daß ich mich über den Beweis von Gesundheit, der darin lag, gar nicht mehr recht freuen konnte. . . ich machte mir damals beinahe Vorwürfe.

Den Bekannten freilich fiel diese Rückwandlung nicht besonders auf. Sie konnte ja jetzt wieder für „normal“ gelten, und paßte in die Welt: ein künstlich erhöhter Stiefel ließ den einzigen deutlichen Mangel ihrer Erscheinung, den kürzeren Fuß, fast ganz verschwinden. Ein blendend schönes Geschöpf, mußte sie durch aufgewecktes Geplauder über künstlerische Dinge zu fesseln, wenn das-

selbe auch jetzt sehr auf der Oberfläche blieb, und das gesellschaftliche Treiben selbst ihr entschieden mehr am Herzen lag. Sie zeigte deutlich, daß sie um ihre Schönheit wußte — sie verrieth die fieberhafte Begier, als „Stern“ anerkannt und gefeiert zu werden. Dem feineren Geschmack wurde sie von Tag zu Tag unausstehlicher. Die große Mehrzahl der Leute aber beglückwünschten sie, und viele begannen sie bereits zu beneiden.

Mila war neunzehn Jahre alt, als ein künstlerischer Wandervogel, ein junger ungarischer Maler, als Zimmerherr bei Frau Bergmann einmüthete. Alexander Pokorny war hübsch im Geschmack des Modejournals, feich und manierlich, temperament- und talentvoll — kurz, ein Mensch mit allen Eigenschaften, die gesellschaftlich Gefallen erregen können. Zu der leichten Manier seiner Landsleute schloß er sich rasch näher an den schon bestehenden Cirkel an: die Musik war das Hauptbindemittel, denn Pokorny war als echter Ungar ein vorzüglicher Geiger: die wilden, excentrisch-sprunghaften Weisen seiner Heimat — von Mutter Bergmann auf dem Klavier begleitet — bildeten nun die Seele der gewohnten Abendunterhaltungen. Bald lootste Pokorny ein Halbbovend sachgenössischer Landsleute in den Cirkel, die gleichfalls mit unerfülllichem Nationalgefühl mitgeigten. Biemlich rasch stellte sich eine ausgeprägte Tyrannis heraus: Die ungebundene Bohème der Puktenjöhne zog als jüngste Mode den ganzen Kreis in ihren Bann — um so schneller, als Mila in dieser Art berauschter Ausgelassenheit sich äußerst behaglich fühlte.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die Liebe in dem neuentdeckten Zigeunerparadies sich früh genug einstellte. Eine starke sinnliche Neigung zu Pokorny bemächtigte sich Mila's: sie gab sich ihr mit gewohnter Zügellosigkeit hin. Pokorny seinerseits reagierte lebhaft: ob schon ihn die Sache offenbar etwas kübler ließ — er war verwöhnt, und sie hatte ihm zu wenig Chic — wollte er sich doch das Interessante und Anregende eines solchen überdies bequemen Verhältnisses nicht entgehen lassen. Um öfteres Alleinsein unter vier Augen zu ermöglichen, heckte Mila die Idee aus, bei Pokorny Malunterricht zu nehmen. In diesem Gedanken versuchte sie, eine seiner Zeichnungen zu kopiren: es gelang leidlich. Tags darauf versicherte Pokorny der Mutter sehr ernsthaft, er habe an Mila ein entschiedenes

Künftertalent entdeckt, und es wäre „jerr“ schade, wenn sie sich nicht ausbilde. Er mache sich ein Vergnügen daraus, diese Mühe zu übernehmen. Mutter Bergmann, welche keine große Beobachterin war und das Verhältnis der Beiden nicht ernster auffaßte, gab ihre Einwilligung: sie war ja froh, wenn Misa Freude an etwas hatte.

Fortan waren die Beiden fast täglich zusammen. Da wurde dann sehr wenig und flüchtigst gezeichnet und gemalt, und sehr viel „auf ungarisch“ geschmachtet, geseufzt und geküßt, Cigaretten geraucht und Wein geschlürft, bis in einem angenehmen Sinnentaumel jeder Gedanke dahinschwand und von allem Gefühl nur ein trunkenes, prickelndes Schwirren der Nerven zurückblieb . . .

Auf diese Weise trieb Misa's Leben Monate dahin. Sie wußte eigentlich nicht recht, ob sie glücklich oder unglücklich war: sie wußte überhaupt nichts Besonderes mehr von sich. Von ihrer ganzen Persönlichkeit hatte sie nur ein wenig Eitelkeit und das Fleisch zurückbehalten, das sich gestreichelt und lässchenhaft behaglich fühlte.

So war es wieder einmal Mai geworden. An einem schönen Tage wurde von der ganzen ausgelassenen Gesellschaft eine Landpartie in ein benachbartes Thal beschlossen. Das Wetter war herrlich, und der Ausflug nahm den allerlebhaftesten Verlauf. Man tollte und scherzte und balgte sich im Wald herum: und Misa war eine der Wildesten. Endlich, schon spät Abends, schwärmte man an den Fluß hinab, bemächtigte sich — trotz Mutter Bergmann's halbängstlicher Einsprache — einiger Kähne, und setzte die Tollheit zu Wasse: fort. Aber die Kähne rächten sich bitter für den Ueberfall: sie erwiesen sich als äußerst altersschwach — langsam, aber unerbittlich drang das Wasser ein. Uebermüthig wie das junge Volk war, suchte es, wenn auch mit nassen Füßen, die Fahrt noch eine Weile fortzusetzen: zuletzt aber mußte man der zwingenden Nothwendigkeit weichen und — stark durchnäht — an's Land zurückkehren.

Mutter Bergmann, die unruhig das Ufer gehütet hatte, trieb zur Eile: es war höchste Zeit, wenn man, wie verabredet war, den vorletzten Zug nach der Stadt noch erreichen wollte. Man lief und heßte sich ab: trotzdem kam man zu spät.

Eine halbe Stunde noch bis zum letzten Zug — was anfangen? Das nächste bessere Gasthaus war zu weit entfernt: man entließ

sich, die Wiesen längs des Perrons auf- und abzuspazieren. Mila, sehr müde und abgeheft, ging langsamer als die Andern an Polorny's Seite: die Erregung, mit ihm zusammen zu sein, betäubte ein starkes körperliches Unbehagen. Der Thau war gefallen: es wurde neblig und feucht . . .

\* \* \*

Wenige Wochen darauf ging ich zu Bergmann's, um nach Mila zu sehen, die wieder krank zu Bette lag. Sie hatte sich an jenem Abend schwer erkältet: ein Rückfall ihres Leidens war die Folge.

Unten am Hausthor begegnete mir Polorny nebst einem Packträger, der seinen Koffer trug. Auf meine Frage erklärte er, einer längst gehegten Absicht gemäß auf Monate nach Paris zu wollen: wann er wiederkomme, und ob er dann nicht überhaupt gleich in seine Heimat zurückkehre, wisse er noch nicht. Er machte mir einen leeren Eindruck als jemals. Als ich mich nach Mila's Befinden erkundigte, zuckte er die Achseln, und äußerte sich recht kühl, wie über eine Fremde. Sie war ja wieder krank — nicht mehr „normal“: sie konnte ihn nicht mehr anregen. Wir verabschiedeten uns sehr förmlich.

Oben traf ich Mila auf ihrem alten Schmerzenslager, bleich wie ehemals, und die Mutter bei ihr. Die Kranke reichte mir stumm die Hand, mit einem ganz eigenthümlich bitteren Lächeln, und sah mich mit den Augen eines verwundeten Reh's an. Sie hatte geweint — ich konnte mir denken, warum. Der Schenkel war wieder aufgebrochen: man erwartete neuerdings das Loslösen kranker Knochenstücke. Sie hatte wieder harte Schmerzensnächte gehabt, wie die Mutter mir klagte. Während des Besuchs suchte ich Mila ein wenig aufzuheitern — sie gab mir aber fast keine Antwort. Immer sah sie an mir vorüber in's Leere. Sie schien über etwas nachzudenken, einen bestimmten neuen Gedanken immer schärfer fassen zu wollen: und ein Zug in ihrem Gesicht bezeugte, daß jenes Neue ihr schon zur Hälfte klar war . . .

Als ich ging, hörte ich noch durch die Thüre, wie sie die Mutter bat, ihr etwas vorzuspielen.

\* \* \*

Seit jenem Besuch sind wieder Jahre vergangen: Jahre des Duldens für Mila. Als die Schmerzen am Oberschenkel einmal unerträglich zu werden drohten, mußte sie sich einer zweiten, lebensgefährlichen Operation unterziehen. Der Arzt legte dabei den Knochen bloß, und schabte das Krause weg, so weit es möglich war. Mila's starke Konstitution raug sich abermals durch: Mutter Bergmann, welche ganz in ihrer Pflege aufging, hatte freilich einen Hauptantheil daran. Nach der Operation machte das Leiden eine kleine Pause: bald aber begann es wieder leise zu wühlen, indem von Zeit zu Zeit immer noch kleine, kaum sichtbare Splitterchen abgestoßen wurden und durch die Wunde sich einen Ausweg bahnten. „Es kann noch zehn Jahre dauern!“ meinte der Arzt.

Worüber Mila damals nachdachte, weiß ich nun; sie ist wieder so geworden, wie nach ihrer ersten Krankheitszeit, aber das Verebelte ihres Wesens tritt noch viel merkwürdiger hervor: denn es ist jetzt augenscheinlich Bewußtsein darin — ein Bewußtsein, das mit klarem und festem Willen in einer Sphäre verweilt, die es als die beste und angemessenste erkannt hat. Vielleicht läßt es sich mit ein paar Worten ausdrücken: sie hat sich selbst entdeckt.

Ich komme jetzt fast täglich hinaus: Mila ist mir ungemein lieb und sympathisch. Eine stille, tiefe und dabei starke Natur. Gestern war ich wieder bei ihr. Sie saß in ihrem Lehnstuhl am Fenster, mitten unter den großen träumerischen Blattpflanzen, die sie neuerdings so gerne pflegt, und nickte mir freundlich zu, wie ich eintrat. Die Abendsonne überglänzte ihr kurzgeschchnittenes Haar, und gab der ganzen Erscheinung etwas Mildes, beinahe Verklärtes. Die Mutter war ausnehmend weich gestimmt, traurig und müthlos. Als sie mir vorweinte, daß es wieder gar nicht besser werden wollte,

ergriff Mila ruhig ihre Hand, und sagte halblächelnd: „Aber Nummerl — sei brav! Mir ist ja Alles ganz recht — ich bin ja ganz zufrieden.“

Die Mutter sah sie an, und verstand sie nicht. Ich aber hatte sie verstanden: die „arme“ Mila.



## II.

## S t a u b.

Dem grimmsten Schmerze fühlst du dich gewachsen,  
 Willst dich im Mannedstolze stolzen Sprungs  
 In seinen Rachen werfen? O du Thor!  
 Er schlägt die Schlangenzähne dir in's Fleisch:  
 Und wär' dein Wille stark wie Bergesmark —  
 Dein zitterndes Gefühl ist schwach vom Staube,  
 Und zerrt zum Staube dich . . du stöhnst, und du  
 Verzweifelst.

— Höchste Freude willst du trinken?  
 Du Thor! Hab' deinen Willen — bade dich  
 In reiner Geistesglut! Dein Herz wird stürmen,  
 Schlägt an den Kerker deiner Erdenbrust,  
 Den Bann zu brechen: Freiheit! braust es dir  
 Berauschend durch das Hirn — du aber fühlst,  
 Daß du gebunden ja, gefangen liegst . .  
 Und selber zwingst du dich zum Staube zurück,  
 Und selber ziehst du deine Ketten enger,  
 Daß sie mit Blut tiefein den Arm dir zeichnen,  
 Und du im Schmerz dem Wahnsinn noch entrinnst . .

Unwilliger, Geduld! Der Staub ist arm —  
 Wenn du dem Gott in dir zum Recht verhilfst,  
 Kann er dir nur mit einer Thräne danken.

## III.

## Die Entdeckung.

Ein Seelenstaud.

Von einem Schüler Hermann Bahr's.

Langsam schlenderte er, ganz langsam. Beinahe langweilig. Schritt um Schritt querauswerfend, links, rechts und wieder rechts. Und um die Ecke, und wieder zurück.

Ganz langsam.

Wie gesagt: beinahe langweilig.

Die Maximiliansstraße hinauf, und wieder zum Hofgartenthor. Und wieder, und dann zurück, und wieder zurück.

Aber endlich, vor dem Thor, die Schritte zusammenwerfend, querein, hielt er an, sah hinauf und hinunter, hinunter und hinauf, und wieder, lange. Und dann streckte er sich, und gähnte.

Gähnte.

Gähnte schwelgend, langausarbeitend, mit Behagen, beinahe.

Und da kam etwas Reinigendes, Zufriedenstellendes. Erst nur wie Ungeduld, und so unbestimmt.

Aber doch etwas.

Etwas wie Aerger, daß er mit plötzlichem Antrieb die Halbschuhe scheuern ließ, rasch und rascher, wieder queraus.

Aber dann blieb er dennoch stehen. Denn jetzt wußte er es immer deutlicher.

Das heißt: es wollte kommen. Es keimte herauf, mit ersten, weißgrünen Hoffnungsspitzen, durch die schweren Schollen seiner Empfindung, zerbröckelnd, siegreich.

Es war ein Wunsch, ja. Ein Verlangen, beinahe.

Und da war es wieder, wahrhaftig!

Und wuchs immer höher.

Höher.

Leider. Denn es war ihm noch nicht klar.

Und doch war es etwas. Und schon da, beäunſtigend, beinahe.

Und er wußte noch immer nichts.

Nichts, ganz unzweifelhaft.

Und es sollte doch sein! Er sollte ja doch ringen darnach, ehrlich, lebhaft, beinahe.

Das wußte er, freilich. Nun ja. Und endlich mußte es doch klar werden. Dennoch.

Es kam ja nur auf ihn an. Er brauchte ja nur zu warten.

Und er wartete ja bereits, ohnedies.

Sonst konnte es nicht kommen. Woher denn sonst?

Vielleicht redete er es sich eben nur ein, das Ganze.

Vielleicht nur vom Gähnen. Es war so uubermutet gekommen.

Eine Störung, Medicinisches, Circulation. Oder dergleichen.

Oder Liebe? Eine Cocotte?

Rein. Er mußte lächeln. Die Lederwangen zurück, schlaff, quappelig, runzelnd wie die Hautringe einer Griesjuppe, und die Zähne vor, grellweiß ans Tageslicht.

Eingefetzt, natürlich. Zeit lange.

Oder Hunger, vielleicht?

Er lächelte wieder, lachte, beinahe. Davon kam er ja. Er konnte sich erinnern. Der Kellner, und fünf Mark hatte es gemacht. Ein Knopf war abgesprungen, von dem Frack, ganz oben, und er hatte ihn aufgezogen, zum Nachtiſch, uubarmherzig, und kein Trinkgeld obendrein.

Das wußte er also doch. Und genau.

Aber was? Es blieb doch ſeltſam.

Hin und her, bohrend, ohne Beſchwichtigung, wie Geburtswehen, beinahe, und immer ſeltſamer.

Als sollte etwas Ganzes dabei herauskommen — ganz etwas Ganzes.

Wenn er nur einmal das Gefühl hatte, auf der Zunge, namentlich, dann konnte es ja wohl herauskommen. Denn dann kam wohl auch schon der Begriff.

Auf der Zunge, ja. Das Gefühl, und auf der Zunge mußte es kommen: auf weichen, träumerisch himmelblauen Fittichen der Erfüllung. So mußte es kommen, wahrhaftig!

Experimentiren, also.

Und er durchschmeckte, durchspürte, durchstüberte, durchstocherte, durchschnupperte sich, selber sich selbst, peinlichst, ob er nichts entdeckte, in tausend qualvollen Reizungen, mit hochgezwungenen Brauen, vorgebrücktem Rückgrat und eingekniffenen Hüften, gekrampft, beinahe.

Aber da kam es, allmählich.

Allmählich.

Aber sicher.

Befestigend.

Erlösend.

Berauschend, wie feiner Duft.

Rein — die Zunge!

Die Zunge mußte er festhalten. Nur keine Zersplitterung, jetzt. Zwar, allerdings, es schien etwas wie Geruch dabei, ueben dem Geschmack.

Aber festhalten, und standhaft! Die Zunge! nur die Zunge.

Und er klemmte sie zwischen die falschen Zähne, daß sie festlag, leiszitternd, in feuchender Erwartung, mit ahnenden Poren und gereckten, tastenden Wärzchen.

Wenn er nur die Spur nicht verlor!

Wenn er nur nicht ermüdete, wenigstens!

Da!

Der Lohn, der Sieg! Immer deutlicher.

Der Form nach walzig, heraurollend, näher und näher — braun, schmutzig, braun, lechzend, verzückt, ermattet, verröthelnd, verstöhnend, mit einem Stich in's Aschgraue, aber nur ganz leise.

Aber waren das nicht die Augen? Und die Zunge! Ja so.

Also.

Und er schloß die Lider, schwer herab, wie lackirte und verschwollene Jalousteen, aber kräftig, mit Entschluß.

Die Zunge. Nur die Zunge.

Das war es.

Und da kam es, von der anderen Seite.

Von der richtigen.

Auf der Zunge, ganz nur. Untadelhaft.

Typisch, beinahe.

Tropenarom, kraftbrenzelnnd, und doch knospenhaft zärtlich und mild wie ein junger Kuß.

Manila!

Ja.

Da warf er die Lider zurück, gierheulend, wie ein hungriges Raubthier, endlich über der Beute, und stürzte den Blick herum und erhaschte ein Ladenfenster und riß die Thür auf, schmetternd, und durchwühlte den Vorrat mit bebenden Fingern, und, abgeschuitten, angebrannt, hinaus und fort, saugend, jauchzend, pustend, in kurzen, wilden Bissen, gehässig, beinahe. Und immer fort.

Ja, das war es.

Und nicht einmal bezahlt, nämlich!

Vergessen, in der Eile. Gleichviel.

Aber das war es.



Osfor Panizza.



## I.

## Das Verbrechen in Cavistock-Square.

*Fürten wir uns, immer nur allein den Menschen  
schuldig zu finden; überall in der gesammten Natur,  
steht, unter einem feinen Schleier verborgen, die Sünde.  
Zweedenborg.*

Vor zehn Jahren etwa sandte mich mein Vater, der mich in der englischen Rechtspflege sowohl, als in der englischen Sprache ausgebildet zu sehen wünschte, nach London. Durch einige Empfehlungsschreiben, die nicht ganz ohne Einfluß waren, gelang es mir, in den Schuß eines Staats-Secretärs im Justiz-Ministerium zu gelangen, der, wie ich wohl wußte, vortreffliche Beziehungen zum Minister selbst unterhielt: — „Junger Mann! — sagte der Erstgenannte am Schluß einer Audienz zu mir, — ich weiß, daß Sie als Deutscher vor allem nach Bildung streben, und da Sie die niedere Gerichts-Praxis in erster Linie bei uns kennen lernen sollen, so habe ich Sie an Sir Edward Thomacksin, den Vorstand der metropolitan police-station in der Marylebone-Street, verwiesen. Lassen Sie sich die paar Schrollen des alten Herrn nicht kümmern; er ist ein Mann von gründlichem Wissen, kennt ein wenig Ihre Verhältnisse drüben, und Sie werden dort in der kürzesten und einfachsten Weise das Verfahren unserer niederen Rechtspflege kennen lernen können. Und damit leben Sie wohl!“ — Ich verbeugte mich, und die Audienz war zu Ende. — Für den, der die englischen Verhältnisse nicht näher kennt, möchte ich nur kurz bemerken, daß jedes Reat in England, das einfachste und schwerste, das Vergehen und Verbrechen, zunächst vor die police-station des betreffenden Bezirks gebracht wird; und dort wird entschieden, ob es sich zu eigener Behandlung eignet, oder vor den höheren Gerichtshof, den justice-

court, unser Schwurgericht, gebracht werden muß. Ist es einfacher Natur, so wird es sofort abgeurteilt und damit die wichtige Frage entschieden, ob der Thäter verhaftet oder auf freiem Fuß behandelt werden kann. Ist es schwererer Natur, so wird der Thäter meist sofort in Haft behalten, und das Ganze dem höheren Gerichtshof hinübergegeben.

Mr. Edward Thomacksin — oder wie man dort drüben sagt, Sir Edward — war ein Original im besten Sinn des Wortes. Dieser Mann war für mich eine Fundgrube für den englischen Charakter weit mehr als für die englische Gerichtsbarkeit, die, ich darf wohl sagen, nach vierzehn Tagen mich nicht mehr interessirte, als die Gerichtsbarkeit irgend eines anderen Landes. Er war ein langer, ausgemergelter Mensch mit glattrajirtem Gesicht, mit dünnem, schnappenden Fisch-Maul, einer langen, großlöchrigen Nase und grau-blauen vigillirenden Augen, die einen heißen, stets paraten Gedankenschatz hinter sich hatten. Immer in dem gleichen, alten, abgeschabten schwarzen Rock erscheinend, war sein ganzes dienstliches Bestreben, weniger nach Recht und Gerechtigkeit zu urtheilen, als Material für seine speciellen Ansichten und Bestrebungen hinsichtlich der Anlage und Erziehungsfähigkeit des menschlichen Herzens zu sammeln. Dieser rein immaterielle Gesichtspunkt ließ ihm manche Willkür in seinem Dienst entschuldbar erscheinen. Er war Inquisitor. Und nicht die Strafe eines Menschen zur Besserung war ihm so wichtig als die Analyse der innersten Triebfedern einer Persönlichkeit. Als ich ihm zum erstenmal meine Aufwartung machte, schaute er mich fast grimmig einige Minuten starr an, und sagte dann lauernden Blicks, zögernd und mit scharfer Betonung: „Ich weiß nicht, ob Ihr Auge, mein junger Freund, genügend reinen Sinn verspricht, um der moralischen Aufgabe, die Ihrer hier wartet, gewachsen zu sein!“ — Diese erste Ansprache machte mich nicht wenig perplex, und die nächsten Tage brachten dann noch mehr derartige Ueberraschungen. Doch bald hatte ich mich an die Eigenthümlichkeit seiner Ausdrucksweise gewöhnt. Mit der Offenherzigkeit, die den Engländer auszeichnet, hatte er mich im Lauf der ersten Wochen in seine gesammten Anschauungen eingeweiht. Er war Swedenborgjaner. Er glaubte an einen fortschreitenden Reinigungs-Prozeß der Menschheit bis zur end-

lichen Gottähnlichkeit. Er hatte aber seine höchst persönlichen Meinungen und Vorschläge zur Erreichung dieses Ziels. Nach ihm war es vor allem die Wollust und was drum und dran hing, die ihm auf dem Wege zur angestrebten Vergeistigung der Menschheit im Wege stand. Die „Lust“, wie er es nannte, war das Ziel seiner Vernichtungspläne. Wenn er das Wort „Lust“ aussprach, gewann sein Gesicht einen unsäglich harten, wilden Ausdruck; mit den grauen erbarmungslosen Augen schaute er wie mit Marbelsteinen zu mir herüber und die geöffneten Lippen zeigten die Härte eines Henkers. — „Junger Mann! — sagte er mir eines Tags in einer Stunde vertrautesten Gesprächs, in dem er mir seine letzten Gedanken mitzutheilen schien, — wenn ich den Wollust-Factor aus dem Calcul der Menschen-Erzeugung eliminiren könnte, dann hätten wir gewonnen. Swedenborg war ein braver Mann; aber seine Ziele hingen in der Luft; das intensivste Mittel zur Erreichung höchstmöglicher Gottgleichheit glaube ich constructionsweise am sichersten angedeutet zu haben; ich bin jetzt nahe an die Siebzig und halte meine Lebensaufgabe für vollendet, wenn ich weiß, daß meine Mitmenschen den von mir gewiesenen Pfad betreten. Wir müssen die „Lust“, den bestialischen Componenten aus dem Zeugungs-Akt entfernen, ohne die Fortpflanzung selbst zu stören; durch diese zwei engen Felsen muß unser Weg gehen . . . Studieren Sie, junger Mann, studieren Sie, um unser Ziel zu erreichen! Meine mathematische und naturwissenschaftliche Bibliothek steht Ihnen außer meinen sämtlichen Manuscripten zur Verfügung.“ — Im Uebrigen war Mr. Thomacksiu ein milder, freundlicher Mann von der größten Herzensgüte. Ueber alle Delicte konnte er mit der größten Nachsicht hinweggehen; aber wehe, wenn ein Fall das sexuelle Leben oder dessen Ausschreitungen betraf! Hier ließ er die volle Gesetzesstrenge walten, und, ich glaube, er ging sogar über das gesetzlich zulässige Maas hinaus. Diebe behandelte er mit rührender Nachsicht. Wer einen Leib Brod gestohlen hatte, ging straslos aus, wofern er nur arm war. „Er hat Recht! — sagte er mir einmal während der Gerichtssitzung, als er einen Brod-Dieb aus der Mincing Lane nicht nur frei sprach, sondern ihm noch ein Geldgeschenk machte, — er hat ganz Recht; er muß doch leben und essen, weil er sonst nicht

denken kann; und um besser zu werden, muß er doch zunächst vorzüglich denken! Er hat ganz Recht! Warum backen die Bäcker ihre Brode mit so verlockender Rinde! Es war mir lieb, daß er einen feinen Laden erwischt hat.“ —

Bevor ich auf den curiösen Fall, den die gegenwärtige Erzählung zum Gegenstand hat, näher eingehe, muß ich noch mit wenigen Strichen eine Persönlichkeit aus der Umgebung des Sir Edward zeichnen, die zwar eine untergeordnete Stellung im Polizeiwesen, aber keine untergeordnete Rolle in der vorliegenden Episode inne hat. Jonathan war unter dem niederen Polizei-Personal, das den Aufsehbienst in dem betreffenden Bezirke zu besorgen hatte, ein feiner, junger, blonder Bursche, von delicatem Aussehen, mit großen leuchtenden Augen, einer mädchenhaften, einschmeichelnden Stimme, weißen, schön gebauten Händen, kurz von jener Sorte Menschen, die sich auf den ersten Anblick als aus besserem Menschenmaterial gebaut erweist, und der auffällig gegen die übrigen Polizisten roheren Schlags abstach. Wie ich hörte, hatte Sir Edward den jungen Mann aus einer nebensächlichen Lebensstellung veranlaßt, in seinem Sprengel als policeman Dienst zu nehmen. Thatsache war, daß mein Chef dienstlich mit Niemanden lieber verkehrte, als mit Jonathan; und daß dieser, dessen Lebens-Gewohnheiten gänzlich von denen der Leute niederer Gattung abwichen, nur dadurch sich bei seinen Kameraden zu halten vermochte, daß er durch seine Fürsprache bei Sir Edward diesen manche dienstliche Vortheile und Erleichterungen verschaffte, die sonst sicher ausgeblieben wären. Und wenn ich einer inneren Empfindung Gehör gab, so schien es mir, als sei Jonathan nicht nur ein gehorsamer und pflichtgetreuer Untergebener, sondern hätte auch mit einem gewissen Enthusiasmus die eigenthümlichen Anschauungen seines Herrn in sich aufgenommen.

Es mochten wohl sechs oder acht Wochen her sein, daß ich den Vorgängen in den Gerichts-Zimmern der Marylebone-Street tagtäglich mit großem Interesse gefolgt war. Weniger der schwierigen Rechtsfragen wegen, die etwa hier unter den großen und kleinen Bagatellen einer Groß-Stadt-Bagabondage zum Austrag kamen, als wegen der originellen Entscheidungen, die mein Chef oft entgegen der

allegemeinen Meinung und den Vorschriften der Gesetz-Bücher zu treffen sich erlaubte. Und nicht selten hatte ich Gelegenheit, über den feinen Instinkt und den großen Scharfsinn des Mr. Thomacksin zu staunen, der namentlich verstockte und sich auf's Läugnen verlegende Missethäter mit einer ganz bestimmten, nie fehlenden, sicheren Methode zu entwaffnen verstand. — Meist konnte man schon aus den Gesichtern der Polizisten und den im Vorzimmer unter ihnen geführten Reden auf die Art des Falles schließen. Denn dort, im Vorzimmer, gab meist der jeweilig Meldung Thuende, oder frisch von einem Patrouillengang Zurückkehrende, seinen Kameraden mit wenigen Schlagworten die criminelle Neuigkeit kund; und dort waren meist einige ältere Sergeanten, die ein unfehlbares Urtheil über die Person des Vorgeführten im Zusammenhang mit dem Thatbestand abgaben; derart, daß wenn die Vorführung vor Sir Edward eudlich stattfand, bereits eine Art Stimmung, eine Art Dunstkreis um den unsichtbaren, und der Aufklärung bedürftigen, Kern des verzwickten Vorfalls sich gebildet hatte. — Mr. Thomacksin und ich waren eines Nachmittags im Gerichtszimmer im eifrigen Gespräch begriffen, wie immer, wenn Nichts Neues und Wesentliches vorlag, und die Bureau-Zeit noch nicht abgelaufen war. Es war um Frühlings-Sommer-Wende. Aber es wurde noch früh dunkel. Und die Gasflammen, bedeckt mit riesigen Schirmen, die den Chef wie den Meldethuenden in dunkle Schatten warfen, waren gerade angezündet worden. Mein Chef hatte wieder sein altes Thema vorgenommen: Swedenborg, seine guten Ideen, aber seine Halbheiten, sobald es sich um Ausführungen handelt; vollständige Unklarheit hinsichtlich der Mittel und Wege, die er, Mister Edward Thomacksin, nach gründlichen Studien auf's Präciseste angegeben. „Schneiden Sie sie aus, die Wollust, diesen Dorn, an dem sich Alle blutig reiben, und Alles wird gut gehen, — rief er mit Emphaje aus, und begann ein längeres Capitel aus Darwin zu citiren, wonach eine Funktion, die durch Jahrhunderte langes Gehen-Lassen ungeahnte Dimensionen angenommen, innerhalb weniger Jahrzehnte durch planmäßiges Ersticken ausgerottet werden könne . . . . In diesem Augenblick drang verworrenes Gemurmel aus dem Vorzimmer zu uns herüber. Don't! Don't! Don't! Tell us stories! Don't slander! . . . . Etwa: Um Gotteswillen,

Freund, halt ein! Schwäg keinen Unsinn! Hör' auf! . . . .

In der Art schienen sich die Meinungen zwischen einem und dem Rest der Polizisten hin und her zu schieben und auszugleichen. Mein Chef runzelte die Stirn wegen der Störung. Endlich ging die Thüre auf, und Jonathan in vorschriftsmäßiger Ausrüstung mit dem schwarzen Luchshelm, dem Handpickel im Gürtel, und die Blendlaterne in der Hand trat ein. Sir Edward wandte sich um. Gegen Jonathan war er immer milder, als gegen die andern. — „Was ist los?“ — rief er; dann hinzufügend: — „Ich habe hier mit meinem jungen Freund Wichtiges zu besprechen; stört mich nicht mit Kleinigkeiten! . . . . Hat wieder Einer in eine falsche Hofentasche gelangt?“ . . . . — „No Sir!“ — sagte Jonathan in tiefer Erregung, — es hat sich etwas außerordentliches zugetragen!“ — Sir Edward wandte sich jetzt dem Sprecher voll zu. Der Brustton, mit dem der Polizist sprach, und das Zibrivende in seiner Stimme waren Symptome, die einem Menschenkenner, wie meinem Chef, nicht entgingen. — „Wo kommt Ihr jetzt her, Jonathan?“ frug der Beamte. — „Ich komme von meiner Privatwohnung Sir, — antwortete der junge Mann, — ich habe den ganzen Tag gezaubert und überlegt, ob ich meine Beobachtung von vergangener Nacht mittheilen soll, — aber das Vertrauen auf Euer Lordschaft, — das Vertrauen auf Eure Weisheit, Sir, — und meine Pflicht, — ich mußte es zur Anzeige bringen.“ — „Was ist passiert? Heraus mit der Sprache!“ rief Mr. Thomacksin, und setzte sich in Positur. — Draußen im Vorzimmer hörte man leises Gemurmel und unterdrücktes Gelächter. — „Sir, — begann Jonathan, — als ich gestern Nacht auf meiner Ronde durch Tavistock-Square kam, und meine Blendlaterne durch die Zweige gleiten ließ, sah ich, — wie soll ich es nennen, — es ist nicht zum sagen, Sir . . . .“ — „Hol Dich der Henker mit Deiner Laterne, wenn Du Nichts gesehen hast!“ — „Ich hab' etwas gesehen!“ — „Was hast Du gesehen?“ — „Es war im südlichen Eck des Parks, wo eine Gruppe Rosen und Magnolen beieinander stehn!“ — „Was war dort los? Hast Du Jemand brunter gesehen?“ — „Ich habe Niemand brunter gesehen, Sir, die Gruppe stand frei.“ — „Beim Henker, was war denn dann dort los?“ — „Sir, es drang Gelächter aus den Hecken!“ — „Es

drang Geficher aus den Heden? Gut, hast Du die Sichernden erwischt?!" — „„Nein, Sir!““ — „„Wollt' es Dir auch nicht raten, Johnny! Jedermann darf in England unter Rosen und Magnolien lichern, wenn er welche hat.““ — „„Sir, es war nicht das! Es war kein menschliches Geficher; es war etwas Verdächtiges, und glänzende Stoffe fielen aus den großen Magnolientelchen zur Erde, und ein unkeuscher Geruch verbreitete sich; ein Blitz, Sir, fuhr mir gleich durch den Kopf!““ — „„Jonathan, ich verstehe Dich nicht. Besinne Dich, was Du sprichst!““ — Der Polizist stund fiebernd vor Erregung; seine Augen strahlten; in dem rohen, schwarzen Polizeimittel stund der bloude, zarte Mensch dort wie ein junger Prediger. — „„Sir, es war ein unbegreiflicher Vorgang! — fuhr der Polizist weiter, — ich kann vielleicht nicht Alles angeben, um meine Meinung zu stützen . . .““ — „„Kenn' mir Deine Meinung, Jonathan, — und laß die Einzelheiten!““ — Der Polizist rang im Zwang mit sich selbst und fuhr heraus: „„Ich kann nicht!““ — „„Du kannst mir ruhig Deine Meinung sagen, Jonathan!““ — sagte Mr. Thomacksin. — „„Sir, die englische Sprache ist nicht ausreichend um die Scheußlichkeit zu umfassen!““ — Sir Edward wandte hier den Kopf zu mir herüber und zeigte mir die zwei entblößten Reihen Zähne, dann fügte er leise hinzu: „„Sehen Sie, solche Leute haben wir! Welche classische Ausdrucksweise! Ein wunderbarer Kerl! Wie? . . . Ich habe ihn mit Mühe herangezogen . . . dann laut zu Jonathan gewendet, — also mein Junge, jetzt frisch, sag' mir, was Du gesehen hast!““ — „„Sir — fieberte der junge Polizist weiter, — es war unter den Rosen und Magnolien . . .““ — Das weiß ich schon, Jonathan; was geschah denn?““ — „„. . . Bewegungen, wie sie . . . Polizisten oft Nachts auf der Britische machen . . .““ — „„Johnny, — sagte mein Chef mit väterlicher Milde zu seinem Untergebenen, — Locomotiven machen bestimmte Bewegungen, und Polizisten machen wieder besondere Bewegungen Nachts auf der Britische; das Alles ist kein Raafstab, Du mußt Dich präciser ausdrücken. Was hast Du gesehen?““ — „„Sir, — es war zum Grausen; es war ein Verbrechen wider die Natur; „„ich stund wie angewurzelt; ich konnte mir nicht helfen!““ — „„Hast Du denn Deine Pfeife nicht gezogen?““ — „„Sir,

— da war nichts zu pfeifen!“ — „Du könntest doch immerhin pfeifen!“ — „Sir, — es war kein Fall zum Pfeifen!“ — „Aber bei der Merkwürdigkeit des Vorfalles, wie du sagst, war es doch immer gerathen, durch die Pfeife Deinen Kameraden an der nächsten Ecke wenigstens zu avertiren!“ — „Sir, — der Vorfall war so wenig nach der Richtung geeignet, daß er die Möglichkeit der Anwendung der Pfeife direct ausschloß!“ — „Johnny, paß auf: Die Geneigtheit des Vorfalles steht doch in keinem Verhältnis zu der Möglichkeit der In-Bewegungziehung der Pfeife!“ — „Sehr wohl, Sir, — die Möglichkeit des Pfeifens war nicht ausgeschlossen; aber ich hielt einerseits den Gegenstand nicht für werthvoll genug, um mir durch die Pfeife materiellen Beistand zu sichern; andererseits ging er doch wieder weit über die Bedeutung des Pfeifens hinaus; mit anderen Worten, er war extraordinary, aber nicht gefährdend; — abgesehen davon wäre mir der Lou beim Versuch in der Kehle stecken geblieben.“ — Hier wandte mir der Richter wieder sein Gesicht mit jenem eigenthümlichen Zuge zu, wobei er die beiden Reihen Zähne entblözte, leise bemerkend: „Es ist ein Prachtker! Der Bursch paßt zum Theologen, zum Sophisten, zum Swedenborgianer, zu Allen. — Ich halte seine Carriere noch nicht für abgeschlossen. — Haben Sie ähnliches in Deutschland?“ — Ich verneinte kopfschüttelnd. — Sir Edward fuhr dann laut zum Polizisten gewandt weiter: „Also, Johnny, gepfeifen hast Du nicht, so viel scheint festzustehen; jetzt mach Deine Sache kurz, und sag' uns, was du gesehen hast?“ — „Sir, — ich muß darauf zurückkommen, was ich schon gesagt, es . . . .“ — „Was Du bis jetzt gesagt, — unterbrach der Richter, — ist gar nichts; da wird keine Klug' klug. Du mußt uns den Fall in seiner Materie auseinandersetzen; Du mußt uns vor allem die Spitzbuben nennen!“ — „Sir, — um Spitzbuben in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes handelte es sich hier nicht!“ — „In welchem Sinne denn?“ — fügte mein Chef gleich mit Nachdruck hinzu. „Im Sinne des Großartig-Unmenslichen!“ — Wieder Kopfbewegung von Sir Edward zu mir herüber, und die Flüster-Bemerkung: „Das ist Swedenborg!“ — Laut: „Warum gehst Du denn nicht auf die Sache los?“ — „Ich fürchtete sie zu stören, Sir. Ich wollte die vollendete Schenß-

lichteit erst constatiren!“ — „Welche Scheußlichkeit?“ — „Das weiß ich nicht!“ — „Worin bestand sie?“ — „Es waren Tollheiten.“ — „Was für Tollheiten?“ — „Es waren Berührungen Sir, — rief der Polizist und holte tief Athem, — wie sie vor Gott und der Welt nicht erlanbt sind, es waren Liebsojungen, Entblößungen, Entleerungen, es war ein Geficher, ein Schleifen, ein Von-sich-Geben, ein Umranken, eine Art Küssen . . . ein Küssen, Sir, — . . .“ — „Ja, in drei Teufel's Namen, hast Du denn Niemand gesehen? Zogst Du nicht Deine Blendlaterne heraus?“ — „Sir, es war Niemand da. Die Rosen und Magnolen waren unter sich. Auch waren die Geräusche und Berührungen nicht menschliche.“ — „Nicht menschliche?“ — frug mein Chef, — „ja, was war es dann?“ — „Sir, — schrie und schluchzte der junge, fanatische Polizist, — die Rosen und Magnolen im Tavistock Parc trieben Selbst-Befleckung, — es war veritable Pflanzen-Dnanie!“ —

In diesem Moment sprang Mister Edward Thomacksin, Vorstand der police-station of Marylebone Street, wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe. Einen Augenblick starnte der alte, ausgemergelte Mann, der, wie mir schien, in seinen Erwägungen hinsichtlich der Angaben des jungen Jonathan sich in einer ganz andern Richtung bewegt hatte, mit glasigen Augen den kühnen Polizisten an. Dann, als er sah, daß hier keine Illusion mehr möglich, streckte der verzweifelte Swedenborgianer kraupfhaft die Hände empor und mit einer veränderten heulenden Stimme, wie ich sie niemals von ihm gehört, schrie er zur Decke hinauf: „Lord, holy Lord, wende ab Dein Aug von der Schöpfung! Das scheußlichste Verbrechen haben jetzt die Rosen, die kuschelsten Blumen, glücklich den Menschen abgedrückt. Lord, sie warten nicht mehr auf Deine Erlaubnis für den infernalen Akt. Du hast ihnen die Fähigkeit verliehen sich zu vermehren. Aber das genügt ihnen nicht. Sie wollen um jeden Preis sündigen. Lord, schicke eine neue Sündfluth, und verderbe Deine Schöpfung, oder die Welt geht aus ihren Fugen!“ — Dann stürzte Thomacksin, dessen Gesicht wie Wörtel geworden war, schluchzend zusammen, und mußte fortgetragen werden. —

Ich kam bald nach diesem Vorfall von London weg, und hatte die Affaire wohl schon vergessen. Erst mehrere Jahre später bekam ich durch Zufall Gelegenheit, mit einem Freund mich über Londoner Neuigkeiten zu unterhalten. Sir Edward, so hörte ich, bekam bald eine höchst einflussreiche und wohl dotirte Ober-Richterstelle und besand sich sehr wohl. Er war auch sehr dick geworden. Nur der arme Jonathau kam in's Irrenhaus.



## II.

## Beelzebub.

## I.

In die Dämm'ung ragt ein kleines  
 Protestantisch' Kirchlein; Samstag  
 Abend war es, etwas fröhlich,  
 Und der Mond grad' aufgegangen.

Um das Kirchlein zwei Gestalten  
 Eisen wie im Sturmschritt; und es  
 Stirt der Schlüsselbund des Eines;  
 Von dem Andern schlappt der Chorrod.

„Pfarrherr!“ — schnaut der Eine — „Pfarrherr!  
 Eben, war mir, um die Ecke,  
 Sah ich deinen Schwanz verschwinden;  
 Nicht zehn Schritt von Euch ist Beelzebub!“

„Was sein Schwanz dir scheint, Mehner,  
 — Reucht der And're — ist mein Chorrod,  
 Welcher um die Ecke schlappet,  
 Wenn du hinter mir zurückbleibst!“

Und sie rennen; auf der bleichen  
 Kirchmauer wirft der Bollmond  
 Schatten von den zweien Gestalten;  
 Und es stirt und zuckt und hüpfet.

„Pfarrherr! — wieder schnaut der Hint're —  
 „Konnt' er etwan durch den Glocken-  
 Stuhl entweichen? Dumps, so war mir,  
 Hat der Klöppel angeschlagen!“

„Mehner! — leucht's zurück — der Teufel  
 Darf nicht über Kirchen-Glocken;  
 Schon das Läuten. . . .“ bei den Worten  
 Fliegt der Pfarrherr um die Ecke.

„Pfarrherr, Pfarrherr! Konnt' der Beelz'bub  
 In die Sakristei nicht flüchten?  
 An der Thür' hört' ich ein Klipp-Klapp,  
 Und ein Knacken und ein Poltern!“

„„Meiner! Sakristei! Der Beelz'bub  
 Kann in heil'ger Luft nicht athmen!  
 Er erstickt dort; abgesehen  
 Wimmelt's drinn an Kreuzifigen!““

Weiter rennt der magre Pfarrherr;  
 Weiter leucht der Meiner; und es  
 Klirrt der Schlüsselbund bes Einen;  
 Von dem Andern schlappt der Chorrod.

Endlich, schweißgebadet, treten  
 Beide in das stille Kirchlein  
 Um sich im Gebet zu stärken;  
 Doch ein Schreck lähmt ihre Glieder:

Auf der Kanzel steht der Beelz'bub  
 Seelenruhig und ganz vertieft in  
 Die Epistel von dem Saatkorn,  
 Aufgeschlagen noch vom Sonntag.

## II.

Solches aber war der Inhalt  
 Der Epistel von dem Saatkorn,  
 Jenes schöngebauten Gleichniß',  
 Jener süßen Jesu-Worte:

Auf den Acker ging ein Sämann;  
 Umgebunden um die Hüften  
 Trug er prallgefüllt ein Leintuch;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Mit der rauhen Hand, und oftmals  
 Troß'ge Worte murmelnd, warf er  
 Sprühend, kisternnd aus den Samen;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Etliches fiel in die Furchen,  
 Manches auch fiel auf den Weg hin,  
 Vieles fraßen auch die Spagen;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Als der Sämann müd' der Arbeit  
 Heimgekehrt zu seinem Weibe,  
 Schlich sich's leise hin zum Acker;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Leise schlich sich's und gebückt zum  
 Finstern Acker; um die Hüften  
 Trug der Kerl ein schwarzes Leintuch;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Stunkte durch die schwarzen Schollen,  
 Reuchte schwer und griff in's Leintuch;  
 's war der Beelzebub, 's war der Teufel;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht!

Säte Unkraut zu dem Samen,  
 Säte Unkraut bei dem Weizen;  
 Und er lachte, und er grinste;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Und als Sonnenschein und Regen  
 Ihre Arbeit wohl verrichtet,  
 Blühte Unkraut bei dem Weizen;  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Was der Weizen auf dem Acker,  
 Ist der Gott in deinem Herzen;  
 Und das Unkraut ist das Böie:  
 Hollah Leute! Hollah Obacht! —

## III.

Während die da draußen rannten,  
 Um den Beelzebub zu fangen,  
 Was er eifrig, auf der Kanzel  
 Die Epistel von dem Saatkorn.

Und studirte, und studirte,  
Und nachfahrend mit dem Finger  
Merkt er jedes Wort, erwägt auch  
Scharf die Construction der Sätze.

Und, als er zu Ende, bitter  
Nickt er, und fortfahrend bitter  
Nickend, schluchzt er vor die Worte:  
„O Gemeinheit! O Gemeinheit!“

„Das da denken die vom Teufel,  
Während jeben der Gedanken  
Tausendfach wir überlegen,  
(Jeder ist ein kleines Kunstwerk)“

„Und mit äußerster Beschränkung  
Grad und Menge sein abmessen,  
In das Herz des Menschen säend,  
Was an Bösem dringendst noth thut.“

„Kommt ein solcher Stripstler, der in  
Ephesus leicht Datteln essen  
Hatte, und mir armen Teufel  
Lehrt er gar noch, wie man denkt!“

„Denken ist ja noch das Einz'ge,  
Was ich kann; was außer meinem  
Kopfe hab' ich? Nichts! — Hält' ich noch . . .“ —  
Weiter konnt' er nicht mehr reden;

Und vor Kerger gassig, blutrot,  
Mit geschwoll'ner Stirn legt hin er  
Die Epistel von dem Saalkorn,  
Und steigt vornehm von der Kanzel.



Ludwig Scharf.



## Wildrose.

Ein Liebesintermezzo.

## 1.

Nicht Gold und Macht nicht nenn' ich mein,  
 Sonst, Liebste, müßtest du bei mir sein:  
 Was mein ist, ist der lockende Saft  
 Im Mark und im Herzen die Leidenschaft.

## 2.

Eine wilde Rose sah ich steh'n,  
 In zarten Flammen am Wege steh'n,  
 Und überall martert's mir Herz und Sinn,  
 Wo ich nicht bei der wilden Rose bin.

## 3.

Mein Köpfchen mit schwarzgekräuseltem Haar,  
 Mit dem bläulich schillernden Augenpaar —  
 Ich glaube, du lachst mit dem Eberhard,  
 Dem herzranken Maler! ich will dir, wart!

## 4.

Zum Henker des Zweifels ausdorrende Pein!  
 Der Herrgott schläge mit Wettern herein,  
 Wenn er ein Herrgott wär!  
 Pfui, Rose, ich mag dich nicht mehr!

Der Haß hat Flammen, die schlagen ein:  
 „Ich muß doch mit Eberhard freundlich sein“ —  
 Sie lehnt erröthend ihr Köpfchen an mich  
 Und lallt ein keusches „ich liebe dich.“

Das athmet so warm aus der Seele heraus —  
 Hat's Niemand gehört im lärmenden Haus,  
 Nur ich und der Gájar, der kluge Hund,  
 Der steht mit uns beiden im Liebesbund.

## 5.

Das war der Toni, der Mehger vom „Thal“,  
 Der holte mein Mädel zu Orpheus Saal:  
 Der Toni, ihr Vetter, in Grad und Glage's,  
 Sein Päschen glich einer Rosenfee.

Die Februarnacht ist kalt und hart,  
 Das Gas zu flammendem Eis erstarrt,  
 In winzigen Wölkchen wiegt sich der Schnee,  
 Vermummtes Volk strömt in's nächtliche Cafe.

Trompetengewirbel und Pfeisenschall!  
 Da wogt der lustige Mehgerball!  
 Zwei Huren kauern wohl vor der Thür',  
 Die suchen ein billiges Nachtquartier.

Von Frauenthürmen die dritte Stund',  
 Der Toni im Saal sibel jehund —  
 Geschwind in die bergende Droschke hinein!  
 Heut' mußt du Glückholde mein eigen sein!

„Und muß ich es sein, so bin ich es gern,  
 Bin willige Magd dem liebenden Herrn.  
 Weh' mir! eh' die Nacht vorüber ist,  
 Hat mich mein Schaherl zu Tod' geküßt.“ —

Dein Herrgott sah zu selbiger Nacht,  
 Wie schön er seine Erde gemacht:  
 Er schrieb es getreu in das große Buch,  
 Darunter, wie üblich den Todespruch.

## 6.

Die Straßen trocknet, der Märzwind blies:  
 Wildrose noch immer die meine hieß.  
 Zwei Monde der Sonne trotz Haß und Reib,  
 Trotz Mehgermesser, trotz Weichtezeit!

Zwei Monde der Sonne! der Abschied kam:  
 Wie ward mein wildes Mädel so zahm!  
 „Und kehst du nicht wieder und läßt mich allein,  
 So darfst du auf Erden nicht glücklich sein.“

Und als ich fuhr durch die nächtige Au',  
 Da fiel auf die wilde Rose ein Thau —  
 Und du Gartenblume der Heimatflur,  
 Nur zweimal noch schlafen! Gebulde dich nur!

Die Maschine braust über die Erde hin,  
 Die Räder stampfen, die Funken sprüh'n —!  
 Und dumpfer rädert's mir Herz und Sinn,  
 Wie ein zwiefach glücklicher Mann ich bin.

## 7.

Zu Hause wieder! Manch' traurer Ort!  
 Und das alte kindliche Liebeswort —  
 „Du hast mich nimmer so lieb, Lui, gelt?  
 Eine and're in München dir besser gefällt!“

Nicht weinen mein Lieb! gab mein Wort ich dir nicht?  
 Ich bin Germane und lüge nicht!  
 Noch eh' des Jahrhunderts Wende graut,  
 Bist du verblüht und mir eh'lich getraut.

Sieh' nicht so tief mir in's Auge hinein!  
 Bist du denn wirklich so ewig mein!  
 In Schmerz und Lust, mit Seele und Leib? —  
 Mich brennt die vernarbte Wunde, Weib!

## 8.

Nach München zurück! — Die Welt muß sich dreh'n:  
 Wildrose will zum Altare geh'n.  
 Die Mutter gestorben, der Vater mit Zug:  
 „Versorg dich in Zeiten! Hab' Lasten genug.“

Wie der Glühwurm schwirrte, das Dürregras roth!  
 Und die wilde Rose, wie stammt sie noch!  
 Noch einmal schleicht sie zu mir sich ein,  
 Noch einmal wollen wir unser sein.

Am Morgen den letzten, den Scheidekuß —  
 Dann folgt sie dem Mann, dem sie folgen muß:  
 Zum Kindergebären, zu Gütererwerb —  
 Zu unserer Liebe stillem Verderb.

## Menschen, Helden und Götter.

Ewig zwischen  
 Leben und Tod  
 Lust und Qual  
 Schweben und beben  
 Schicksalverfolgte  
 Kinder der Sterblichen.

Schön ist das Leben!  
 Nur dunkel der Schacht,  
 Der tief verborgen  
 Birgt der Lebendigen  
 Goldene Schätze.  
 Millionen steigen hinab  
 Millionen steigen herauf  
 Schwerbeladen  
 Mit der süßen Goldlast  
 Der Liebe —  
 Glückliche Menschen.

Aber tief unten  
 Gräbt es und klopft noch,  
 Spaltet und sprengt es,  
 Feuerigem Felsblock  
 Funken entlockend.  
 Niegesättigt  
 Vom Gold der Liebe,  
 Wühlen sie tief und tiefer sich ein.

Suchend den Hort  
 Tiefhöchsten Lebens —  
 Die Größe der That  
 Die Brant des Genie's.  
 Sieh' da brodelts und qualmt,  
 Da zischt es und tocht  
 Von glühflüssigem Golberz.  
 Donnern und frachend,  
 Vulkane gebärend  
 Spalten sich Felsen —  
 Und spuden den Held aus,  
 Den Lenker der Welt. —  
 Schön ist das Leben!

Aber ihr Andere  
 Schicksalverfolgte,  
 Die ihr an Liebe  
 Verzweifelt, verzweifelt  
 An thatburtiger Größe —  
 Im Buch der Lebendigen  
 Seid ihr gelöscht.  
 Ohnmacht gefesselt  
 Liegt ihr am Boden.  
 Bohrer und Meißel  
 Hammer und Zwickel  
 Habt ihr mit Klüchen  
 Von euch geschleudert.

Anderes wollen:  
 Anderes müssen!  
 Ewig verlangen:  
 Ewig verzichten!  
 So wollt, was ihr müßt  
 Und frent Euch des Todes!  
 Lob ist das Leben  
 Blinder Natur,  
 Des Gottes der Welt.  
 Eiserne Gesetze  
 Dreh'n ihn im Kreise.  
 Freiheitverloren,

Sterbend ewigen Tod  
 Ruft er verzweifelt  
 Selbst Gott: „Mein Gott,  
 Warum hast du mich verlassen!“ —

Ihr aber, ihr Steine  
 Und ihr Schicksalverfolgte  
 Gottähnliche Kinder der Menschen  
 Hält es wider.

## Saturn.

Es war in München am Stachus  
 — Dem Frauenhofer ein Lob —  
 Stand nachts ein Häuflein Menschen,  
 Die guckten durch's Teleskop.

Da leg auch ich mein Auge  
 An's geheimnisvolle Rohr  
 Und lenk es mit dürstender Neugier  
 Zum Planeten Saturn empor.

Solch ruhiges blaues Leuchten  
 Hab ich schon einmal geseh'n —  
 Ich glaub, es war das Auge,  
 Drin meine Geschichte steh'n.

## Oft will's mir im Leben dünken.

Oft will's mir im Leben dünken,  
Als sei Alles nur Wahn und Schein —  
Auch die Qual der Lust und Entbehrung,  
Das bilde der Mensch sich nur ein.

Toch wenn ich zur Nacht mich ertappe,  
Das struppige Haar zerjaust,  
Das Auge in's Leere stierend  
Und krampfhaft geballt die Faust —

Da werd' ich denn doch an mir irre  
Und lache, obgleich ich litt,  
Und wäre ein Teufel zugegen,  
Weiß Gott, er lachte mit.





Julius Schaumberger.



## I.

## „Eu—Eu—Eulaliah . . . !“

„Schwerer Rückfall — fiebernde Sehnsucht nach Dir — Georg.“  
Um 6 Uhr hatte ihm der Garçon seines Stammcafé's auf dem Boulevard des Italiens die Depesche überreicht.

Drei Stunden später bestieg er den Schlafwagen des Orientexpress.

Qualvolle Stunden!

Immer diese holde kranke Schönheit vor Augen, immer dieser tief in die Seele tauchende, tiefflagende Sehnsuchtsblick, immer diese durchsichtigen, kleinen Hände, die hilflos matt auf der blauen Seidenbede liegen, immer diese drangvoll stumm fragende Miene — —

„Wird er kommen? . . . . . Ist er noch nicht gekommen.“

Wie eine Schnecke kroch der Blißzug über die endlosen Ebenen — —

\* \* \*

Zu spät!

Ueich und kalt!

Und dieser herzzerreißende bitterschmerzliche Zug um die blassen Lippen:

„Er ist nicht gekommen. — Sagt ihm Lebewohl“ . . . . .  
Lebewohl! . . .

Die Dämmerung des zweiten Abends ist hereingebrochen. — Gottlob! — Das Sonnenlicht schien ihm so grell, so roh, so frech gleichnerisch, wie das ganze Tagesstreiben, seit sie draußen im Leichenhause lag.

Im Leichenhause! All diesen fremdneugierigen Blicken ausgesetzt, die sich an ihrer totbleichen Schönheit mit wollüstigem Grauen weideten — sie, die im Leben so gerue sich stillbescheiden verbarg. —

Entsetzlich! — —

Ein rasches Klopfen an der Thür.

Georg tritt herein. Der Freund. Der Bruder der Geliebten.

„Mensch! Du darfst Dich nicht so gehen lassen. Reiß Dich heraus. Du hast ja noch zu leben. Wirst Dich ja doch nicht lebenbig begraben wollen. Schau, mir geht's ja auch zu Herzen, mehr, als ich's merken lasse. — Ich weiß, ich weiß! „Der Schmerz von vierzig Brüdern wiegt meinen Schmerz nicht auf“ oder wie Hamlet sagt. Aber sieh', kein Schmerz ist so groß, die Zeit überwindet ihn. Wen das Leben einmal hart angefaßt hat, der weiß das. Also, da wir's wissen, kommen wir der Zeit ein wenig zu Hilfe durch ein bißchen Selbstüberwindung. Schau, lieber Freund — — Wie? Ich soll dich in Ruhe lassen? Nein, mein Lieber, und wenn ich Dir zum Anspeien zuwider werde, Du bringst mich heut' nicht los. Am besten ist's, Du ergibst Dich gleich, gehst mit mir, läßt Dich zerstreuen.

Zum Teufel noch einmal, kein Bruder kann seine Schwester lieber haben, — aber Du bist mein Freund, und Du lebst und mußst Dich am Leben erhalten; das Leben behält doch immer recht“. — —

Am Ende brachte er ihn so weit, daß er sich willenlos führen ließ.

„Also mach' mit mir, was Du willst, wenn es denn sein muß!“

„Bravo, Du sollst es nicht bereuen . . .“

\* \* \*

Das Concertlokal der Salonkomiker-Gesellschaft „Papa Geis“ war bereits überfüllt, als sie eintraten.

Georg eroberte mit Mühe zwei Stühle, die sich gerade noch zwischen zwei dichtbesetzte Tische einteilen ließen.

Robert ließ anfangs alles teilnahmslos über sich ergehen. Mit der Zeit gelang es dem Freunde, sein Interesse etwas zu erregen.

„Sieh Dir einmal das behagliche Bonhommegeſicht von unserem ſamofen Papa Geis an, Du Pariſer, Du! Wie ſich, der wohl unter den Chanſonnetten des Pariſer Café chantant ausn hme“ . . .

Ja, ſiehſt Du, wir ſind eben doch beſſere Menſchen, wir W ben. — Am ſiren uns ganz ohne Raffinement“.

In der That begann Robert ſich für die bierſelige Behaglichkeit dieſer Singſpielhalle zu intereſſiren, die ſo merkwürdig gegen die hochgeſch rzte Luſtigkeit des Pariſer Café chantant abſtach.

Und auch das Publikum. Lauter gemütliche Rundb uche, und vergnügte Vollmondgeſichter. Ein rührender Conner des Fleiſches und Gemüthes zwiſchen dem Auditorium und — dem „Brett“, wie der Volksf nger ſeine weltbedeutenden Bretter nennt.

Doch jetzt, nach einer empfindſamen Concertpi ce, einem Kärnthner Volksliederkranz, erſchien da oben eine hagere, gleich auf den erſten Blick komiſch wirkende Figur: lange, dünne Arme und Beine, ein blaſſes Leichenbittergeſicht mit ſpi er Naſe, die ſchw chtige Figur eng eingeknüpft in einen langen ſchwarzen, abgetragenen Gehrock. Und dieſe komiſche Figur ſing nun, mit eckig-tragiſchen Geſtikulationen der maßlos ausſchweifenden Gliedmaßen, ein Couplet zu ſingen an, ein grotesk verzerrtes Liebeslied, deſſen Strophen in den Refrain auslieſen:

„Eu — Eu — Eu laſia, Du biſt mein Ideal — aahhh . . .!“

Die letzte Gef hlsinterjektion, dieſes ins Endloſe, Athemloſe gebedhte: „aahhh . . .“ begleitete der Sänger mit einer Geſte, die vermutlich den hohen Grad ſeiner Seeligkeit und ſeiner für die Göttin Eulalia gehegten Verehrung ausdrücken ſollte. Er warf nämlich einen ſeiner ungeheuer langen und dünnen Arme blitzſchnell nach oben und hielt ihn mit ausgeſtrecktem Zeigefinger ſtarr emporgerichtet, bis jenes langgezogene aahhh . . .! durch die kreißende Atemnoth erſtikt ward, während die langen Beine abwechſelnd ihre Fu ſſpize mit der weit hervorragenden Naſenſpize in Berührung zu bringen ſuchten.

Robert konnte sich eines Lächelns über die groteske Komik nicht erwehren und sah es nicht ungern, als der Komiker den Tacapofusen gehorchte und die letzte Strophe wiederholte.

Gleich darauf kam jedoch der Ekel. — Wie konnte er heute, heute an so etwas Vergnügen finden?

Ohne den Freund den Umschlag seiner Stimmung merken zu lassen, bat er ihn, aufzubrechen, und verabschiedete sich bald von ihm, scheinbar beruhigt. —

Ziemlich spät erwachte er am folgenden Morgen. Ein Traum hing an ihm, ein Traum, der ihn während der ganzen Nacht umdämmert hatte.

Er sah die Geliebte, aber in widerlich schwärmerischer Pose, und sie hieß Eulalia — Und dann sah er sich selbst, lang und schwächlich, mit spitzer Nase und sah, wie er mit hochgeschwungenen Beinen vor ihr umhertanzte und sang:

„Eu — Eu — Eu — laliah,

Du bist mein Ideal! aahhh . .!“

Schnell sprang er aus dem Bett, warf sich rajch in die Kleider.

Während er sich die Hände abtrocknete, überraschte er sich plötzlich dabei, daß er eine Melodie vor sich hinpfeiff. — Es war die Melodie des Eulalia-Refrains.

Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen.

Aber kaum eine Minute später, während er sich das Haar bürfete, ertappte er sich zum zweitenmal.

Angeekelt wandte er sich vom Spiegel ab.

Heute, heute, an ihrem Begräbnistag und immer diese lächerliche Melodienphrasen, die ihn verfolgte.

Er warf sich in die Divanecke und überließ sich seiner brütenden Stimmung.

„Eu—Eu—Eulaliah“ — hörte er's wieder. — Diesmal ausdrücklich, anhaltend; es hatte wohl schon eine ganze Weile gedauert, ehe es ihm zum Verußtsein kam.

Wütend sprang er auf, das lag wohl hier in der Luft, in der Atmosphäre, die er gestern in seinen Kleidern mit nach Hause gebracht hatte.

Schnell kleidete er sich vollends an, hinab zum Frühstück zu gehen. Er fand die Familie schon am Theetisch. Mutter und Schwester der Braut mit blaßbekümmerten Gesichtern, den Bruder ernster als gewöhnlich.

Schweigend, nach vielsagendstummem Gruß nahm man das Frühstück ein.

Da plötzlich: „Eu— a—Eu—laliah . . . .“ entwich es wieder seinen Lippen. Qualvolle, wüthende Beschämung packte ihn, als er die Blicke der Mutter und Schwester mit vorwurfsvoller Befremdung auf sich ruhen fühlte und auch der Freund ihn frappirt ansah.

Die Furcht vor einer Wiederholung — denn schon hatte sich seiner das Gefühl bemächtigt, daß er willenlos unter dem Zwang dieser Lächerlichkeit stand, die ihn frech und hartnäckig verfolgte — trieb ihn gleich nach beendigtem Frühstück fort und ließ ihn erst Nachmittags wieder im Familienzimmer erscheinen, als schon alles zur Theilnahme an der Beerdigung gerüstet war.

Und wirklich, er hatte den ganzen Tag über vergebens dagegen angeämpft. Er hatte sich zur Arbeit, zur Lektüre gezwungen, er hatte einen Spaziergang unternommen und ihren Lieblingsplatz in den Naraunen aufgesucht. Und selbst bis dahin hatte ihn die groteske Frage mit ihrem lächerlichen Refrain verfolgt.

Er fühlte immer mehr, daß er machtlos dagegen war und die Angst begann ihn zu quälen, es möchte ihn noch einmal in Gegenwart Anderer, ihr Rahestehender begegnen. Mußten sie ihn nicht für brutal, oder — da sie doch nicht an seiner Liebe, an seinem Schmerze zweifeln konnten — für toll halten! —

Für toll? — War es am Ende wirklich ein Zeichen von Geistesstörung, hervorgerufen durch das unaufhörlich bohrende Gramgefühl der letzten Tage?

Im Wagen, der ihn mit Georg und zwei Bedienten der Braut nach dem Friedhof führte, saß er mit zusammengepreßten Lippen, sich beständig überwachend; er wagte es nicht, sich seinen Empfindungen zu überlassen, aus Furcht, durch seinen lächerlichen Qualgeist überrascht zu werden.

Durch die Spalte des schlecht schließenden Wagenfensters pfliff der Windhauch des regnerischen Herbsttages.

Er zog unwillkürlich den Paletot enger um sich und vergrub die Hände in den Taschen.

Was ist denn das? Ein sich kalt anfühlender Gegenstand.

Ah, das steckte noch von der Reise her drinnen. Er hatte diesen Ueberzieher während seines Hierseins nicht gebraucht.

Daß ihm das gerade jetzt in die Hand gerieth! — —

\* \* \*

Am Friedhof.

Das offene Grab unter dem grau-trüben Himmel. Die Zweige der sich über den Denkstein beugenden Weide flüstern, vom Winde bewegt. — Weißrauchwolkenluft. — Monoton verhallendes Prieſterwort.

Robert steht neben dem Freunde, der den Arm um seinen Nacken gelegt hat. Kein Schmerzgefühl. Nur die nagende Empfindung der Angst vor dem Lächerlichen.

Jetzt werden die Bänder unter dem Sarg hindurchgezogen. Ein Schleichen, Knarren, Kratzen . . . langsam, schwankend, sinkt der Sarg hinab.

Da ringt sich der erstickte Schmerz durch, sein ganzes Sein durchschütternd.

Kaum vermag er sich aufrecht zu erhalten. Mit aller Macht des Willens bezwingt er sich. Starr blickt er hinab in die Grube. Da ist es ihm, als sähe er den Sarg geöffnet, das schöne, bleiche Antlitz entstellt durch eine lange, spitze Nase, der rechte Arm strebt nach oben, der Zeigefinger streckt sich aus, lang, starr.

„Eu — Eu — Eufaliah“

„Du bist mein Ideal, aahhh . . .!“

in langgezogenem, erschütterndem Trauertönen . . .

„Mensch! nimm Dich zusammen“, flüstert ihm Georg zu.

„Was? — — Was ist? . . .“

„Bist Du denn . . .? — Dein Pfeifen . . . .“

„Pfei . . .!?!.“

Er sieht dem Freund starr in's Gesicht.

„Aber dann bin ich ja . . . wirklich . . . .“

„Was? — was denn? sei ein Mann! . . Komm', Robert!“

„Toll! — Aber es ist noch Zeit!“

Ein jäher Griff in die Tasche. — Ein blinkender Blitz zur Höhe, als führe ein blanker Gegenstand pfeilschnell durch die Luft. Ein Knall — und das offene Grab empfängt eine zweite Leiche . . . .

„Eu — Eu — Eu — lallalal“

Du, bist mein Ideal, aahhh . .!“



## II.

## Ihr Ausgang.

Ein Beitrag zum Spezialstudium der Münchner Kaffeehausbebe. \*)

Die Resi hatte heute ihren Ausgang. — Sie und die Poldl.

Um 1 Uhr, nachdem sie ihre „Lofung“ (der „bitteren Laura“ am Buffet abgeliefert hatten, konnten sie gehen.

Aber die Poldl that gar nicht dergleichen. Sie saß hinter der Marmor säule, wo man sie vom Buffet aus nicht sehen konnte, mit gekreuzten Armen, den Kopf an die Säule gelehnt und hörte lachend den höchst eindeutigen Anekdoten zu, die ein Stammgast — „der lange Doktor“ — ihr erzählte.

Vor der war sie also noch eine gute Weile sicher. Denn bei der Toilette war sie gerne ungestört, wenn es sich nicht traf, daß sie gerade mit einer guten Freundin, der Lisi oder der Paula zum Beispiel, zugleich den Ausgang hatte. Dann war es freilich desto lustiger. Man half sich beim Ankleiden, tauschte allerlei Geheimnisse aus, bewunderte sich gegenseitig, denn die hatten doch auch Sinn für eine saubere Toilette, während die Poldl nur auf äußerlichen Chic sah; wie es darunter oft ausschaute, da hätte Einer den Geschmack verlieren können.

Dagegen sie, die Resi. Was die Reinlichkeit betrifft, darin ging sie eher zu weit. Gründliche Waschungen, mit Sorgfalt und Liebe ausgeübt, das war ihre Lieblingsbeschäftigung. Jeden Morgen und Abend von Kopf zu Fuß, während die Anderen noch oder schon zu ihren Betten liegend ihr zusahen, mit offenen Neckereien und

\*) Aus dem in nächster Zeit erscheinenden Buche: „Hell oder Dunkel?“, Erzähl- und heitere Geschichten und Gestalten aus dem Münchener Kaffeehausleben.

heimlichem Geflüster. Sie hatten ihr den Spitznamen „die Ente“ gegeben, weil sie gar so gerne im Wasser herum plätscherte.

Oft, wenn sie den Ausgang hatte und nicht gerade „engagirt“ war, ging sie in's Maximiliansbad, Erster Klasse, und hielt sich dort manchmal so lange auf, mit unendlichen Waschungen, bis in's Detail, daß das Bademädchen ängstlich oder unwillig mahnend an die Thüre klopfte.

Heute stand ihr aber etwas Besonderes bevor. Der „schöne Alfons“, wie die Mädchen den jungen Maler nannten, der täglich, wenn bereits die Stühle verkehrt auf den Tischen standen und es schon an's Auskehren ging, also zwischen ein und zwei Uhr Nachts, noch „im Vorübergehen“ auf einen schwarzen Café mit Cognac hereinfiel, hatte ihr solange zugehört, doch einmal mit ihm einen Ausflug zu machen, in allen Ehren natürlich, daß sie ihm endlich zusagen mußte, „weil er halt gar so schön bitten konnte.“

Am Centralbahnhof wollte er sie um 2 Uhr erwarten.

Sie hatte also beinahe dreiviertel Stunden — wenn sie sich nachher auf die Trambahn setzte — Zeit zur Toilette.

Recht gemächlich — als helle Blondine hatte sie überhaupt etwas liebenswürdig-phlegmatisches — stieg sie die vier Treppen zu den Mädchenkammern hinauf, dabei mit einer ganz hübschen, nur schon etwas angerauchten Altstimme das Lied aus dem „Boccaccio“ leise singend:

„Hab ich nur deine Liebe,  
Die Treue brauch' ich nicht“ . . .

Sie hatte Gemüth, die Resi. — Aus den Operetten und von den Volksängern eignete sie sich immer die empfindsamen Lieder an, während die Polbl leidenschaftlich auf die auszüglichen Stellen aus war, wofür sie auch ein riesiges Gedächtnis hatte. Das war nun einmal ihre Natur.

Oben angekommen, in ihrer Kammer, die außer dem ihrigen noch drei Betten, eine Komode und einen Kleiderschrank, den Waschtisch nicht zu vergessen, beherbergte, schob sie den Riegel vor, öffnete das Fenster, durch das ja — außer vom Petersthurme aus mit dem Fernglas — kein Mensch hineinschauen konnte, nahm, jede Stednadel behutjam verwahrend, die weiße Schürze ab, legte sie hübsch zufau-

mengefaltet in ihren Schrank, obenauf eine gelbe Rose, die ihr eben ein Stammgast „verehrt“ und die sie an der Taille getragen hatte, streifte dann das schwarze Kleid ab, die sauber gehaltenen Unterkleider, die niedlichen glanzledernen Schuhe, die so oft wegen ihrer Kleinheit bewundert wurden, die roth und weiß gestreiften, bis über die Kniee reichenden Strümpfe und trat endlich, nur noch mit zwei Ohrringlein bekleidet, an den Waschtisch. —

— Als Resi nach einer Viertelstunde das Badetuch, in das sie sich gehüllt hatte, abwarf und vor den Spiegel trat, einen alten Ankleidespiegel, der aus vereinten Mitteln bei einem Ländler entstanden worden war, mußte sie selbst lachen: sie war über und über roth wie ein gefottener Krebs, in Folge des frischen Brunnenwassers, das ihr der Piccolo vorher eigens hatte hinaustragen müssen, und angestrongter Reibungen.

Und nun begann die Toilette, — eine bewunderungswürdige Toilette. Wäsche aus dem feinsten Leinwandzeug mit zierlichen Stickereien, von Roman Meyer, bordeauröthe Strümpfe, Stiefletten zum Küßen und dann — nach einer kunstvollen Frisur — eine staßgraue Robe von Nojipal.

Das schwarze Jaquet, der weiße Stroh-Hut mit hinten aufgebogener breiter Krämpfe und einer mächtigen Schleife von ganz derselben Farbe wie die unter dem Kleidsaume hervorstuckenden Strümpfe, ein Paar hellbraune schwebische Handschuhe — sechs-knöpfige — ein goldenes Bracelet und ein schwarzseidener Sonnenschirm lagen schon auf dem Bette bereit und Resi war eben im Begriffe, in ihr Taschentuch — sie besaß ein halbes Duzend von feinstem Battist — etwas Eau de Cologne zu geben, als es heftig an die Thüre pochte und Poldl's Stimme Einlaß begehrte.

Resi schob den Riegel zurück und ließ Poldl herein, die schon auf der Treppe die Schürze abgenommen und über die Schulter geworfen hatte und bereits im Eintreten sich vorne das Kleid aufriß, ganz unbekümmert, daß dabei ein Paar Knöpfe absprangen.

In nächsten Augenblick flog die Taille nebst der Schürze in einen Winkel, das Kleid wurde einfach abgeschüttelt und mit dem Fuße in eine andere Ecke geschleudert; dann vor dem Spiegel ein paar Striche mit dem Kamme durch den krausen Ponny-Stirnbüschel,

wobei Resi, da ihr Jene den Rücken zuwandte, eine aus wollenen Strümpfen, Taschentüchern und Servietten zusammengepropte Tour-nüre hinten baumeln sah, was ihr übrigens nichts Neues war.

Plötzlich lachte Poldl laut auf.

„Du, der Doctor ist doch ein Schweinigel! Was mir der wieder für Geschichten erzählt hat —“

„Laß mich in Ruh“, sagte Resi, „mit Deinen Schweinereien. — Und zerbrich mir net wieder mein' Kamm. Du könnt'st Dir doch selber ein' anschaffen.“

„Jessa“, schrie Poldl, indem sie den Kamm, aus dem sie wirklich im Nu ein paar Zähne herausgebroschen hatte, auf den Waschtisch warf. „Ich beiß Dir nix davon 'runter. Und Läu' hab' i aa keine, wenn i aa net den ganzen Tag mit'm Kopf in der Waschschüssel sted“.

„Kruzitür'n, ist die wieder nobel!“ fuhr sie fort, Resi von allen Seiten betrachtend, während sie in ein schwarz und gelb gestreiftes Kleid, das sie bei einem Ausverkauf für ein paar Mark erstanden hatte, hineinfuhr. „Der muß aber splendit sein!“ (Resi warf ihr einen verächtlichen Blick zu.) „Uebrigens, was hast denn da für a Parfüm? Das paßt ja gar net zu Deiner Eleganz. Is' ja was ganz Gewöhnlich's! — Da riech her! (lachte sie, während sie aus ihrem Schrank ein Flacou hervorholte, den Glasstöpsel löste und es Resi unter die Nase hielt.) Das hat mir neulich Einer g'schenkt. Und weißt' (fügte sie hinzu, mit den Augen zwinkern und die Zungenspitze blüßschnell hin und her bewegend) das hat noch a ganz a b'ondere Wirkung.“

Resi dankte entrüstet. Sie brauche so etwas nicht. Und sie müsse sich's überhaupt verbitten, daß man sie für Eine halte, die sich mit Jedem abgebe, wie gewisse Andere . . . .

„Das soll wohl a Stich sein“, lachte Poldl. „Aber bei mir greift der Hochmut net an. Uebrigens, wenn Du wüßt', mit wem ich heut' geh', Du thät'st Dir die Finger darnach abzelen.“

„Ich brauch's nicht zu wissen“, sagte Resi, während sie sorgfältig ihre Schrankabtheilung zusperrte, die Schlüssel in die Tasche steckte und den Sonnenschirm ergreifend, einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel warf.

„Grad sollst Du's wissen“, rief Poldl erregt, „daß Du gelb wirst vor Neid, Du hoffärtiges Ding, Du! Mit'm schönen Alfons geh' ich.“

„Lügenmaul!“ rief Kesi zurück, die schon an der Thüre stand.

„Soll i Dir's beweisen?“ schrie die Andere, riß aus ihrem Schrank eine Schachtel, die ganz mit Brieffschaften, Akt-Photographieen — u. dgl. gefüllt war, nahm ein ganz oben liegendes Billet heraus und hielt es der „Freundin“ vor die Augen.

„Da, wenn'st lesen kann'st! Heißt das net: Al—fons Schön—au—er? . . . Und da: Liebe Poldl! Ich er—warte Dich mor—gen zur sel—ben Zeit wie das vo—ri—ge—mal — in den Ga—steig—an—lagen, Du weißt schon, wo! — Das Andere, was noch da steht, geht di nix an. Wär' auch net fein genug für die noble' . .“

„Ob du's hergiebst“, schrie sie, auf einmal, aus der höhnischen in die wüthende Tonart übergehend, denn Kesi hatte ihr — ganz blaß geworden — den Brief entrisen. — Das konnte ja nicht sein! — Es mußte erlogen sein. — Dazu war er nicht fähig!

Aber Poldl stürzte wie eine Kage auf sie los und nun entspann sich ein Kampf zwischen den Beiden, der von der einen (Kesi's) Seite vornehmlich mit Ohrfeigen und Puffen, von der anderen vorwiegend mit Kratzen und Beißen geführt wurde und nach dessen Beendigung, infolge beiderseitiger Erschöpfung, jede der Kämpferinnen sich in bejammernswerthem Zustande vor dem Spiegel wiederfand.

Zertrachte, geröthete Gesichter, zerquetschte Hüte, zerrissene Kleider ein Bild zum Erbarmen.

Von halb Zwei bis Drei wandelte der schöne Alfons in den Gasteiganlagen umher; dann nahm er eine Droschke, fuhr auf den Centralbahnhof, sah sich vergebens überall um. . . .

„Jetzt weiß ich noch immer nicht, hab' ich für heute die Kesi auf den Bahnhof oder die Poldl in die Gasteiganlagen bestellt. Eines von beiden muß doch wohl stimmen. Verfluchte Geschichte, wenn man ein so kurzes Gedächtniß hat. Für heut' wird sich schwerlich was anders finden lassen. — No, arbeiten wir halt!“

Und er begab sich mit diesem edlen Vorjase in sein Atelier, wo die Potti, eine andere „Bekanntschafft“, an die er gar nicht mehr gedacht hatte, ihn ungeduldig erwartete.



Georg Schaumberg.



## I.

## Münchner Luft.

(Stimmungsbilder).

## Hofgarten.

Die Tassen klappern und die Löffel klirren,  
 Durch's Maienlaub verirrte Falter schwirren,  
 Eintönig rauschen die verschlammten Brunnen!

Ein Baby schreit — in dumpfen Intervallen  
 Aus der Kaserne schrille Rufe schallen,  
 Des melterobernden Stetsschritts-Commando.

Verwittert, moosbedeckt steh'n die grotesken  
 Marmorolympier und auf Rottmanns Fresken  
 Halten die Schwalben ihre Mittagruhe.

Auf einer Bank im hellen Lüllgewande  
 Ein Backfisch gähnt und zeichnet dann im Sande  
 Mit seinem Sonnenschirm verschlung'ne Herzen.

Heiß liegt die Sonne auf den weißen Wegen . . .  
 Wohin du trittst, starrt Langweil dir entgegen,  
 Die wohlterzogenene Philisterlangweil.

• • •

Im Großstadttubel bleibst du grünes Eiland,  
 Ein letzter, müder Ueberrest von weiland  
 Der schönen Zeit gepudelter Perrücken.

Und besser noch, als alle die Berichte  
 Der bündereichsten Kulturgeschichte  
 Predigst du uns der Mode tollste Launen.

Einſt ſahen deine zierlichen Arkaden  
Des Hofes feierliche Cavalkaden  
In Seidenſtrümpfen und geſteiften Röcken.

Dann kam der Zopf und dann die Schillerkrauſe,  
Die Coſcarpins und dann die ſammt'nen Hauſe  
Zulezt der Schöpfung Krone: der Cylinder.

Den Fürſten folgten die Kriſtokraten,  
Dann Offiziere, Künſtler, Literaten,  
Dann Rentiers und endlich — die Commis.

Und heute hat die jüb'iſch: Haute-financo  
Dich oocupirt — es herrſcht die Médisanco  
Und nächſtlich thront hier Venus vulgivaga.

## II.

## Im Odeon.

Beethovens Neunte!  
Triumphgeſang Prometheus!  
Seelenſchreie in Noten gepreßt!  
Wie ſie dahin rollen die gewaltigen Klänge,  
Einer Menſchheit Jubel,  
Einer Menſchheit Jammer bergend!  
Wie ſie dahin fluthen über das ſchillernde Chaos  
Ehrwürdiger Klagen, geſchminkter Wangen,  
Verlogener Lippen, verduſteter Blicke,  
Ein mächtiger, heil'ger,  
Reinigender Löweſtrom!  
Aus dem Alltagsſchmutze,  
Dem Lebensjumpfe,  
Die Menſchheit zu reißen  
Auf wenig Minuten,  
Empor zu tragen zur Sonnenhöhe  
Des längſtverlorenen Paradieses,

Nach dem noch immer brennende Sehnsucht  
 Die Menschen durchzittert . . . . .  
 Um dann wieder zu sinken  
 Zurück in den alten,  
 Stets wachsenden Sumpf . . . . .  
 Im hintersten Winkel  
 Hat barumherzige Milde  
 Den Nachtgeborenen,  
 Den Lichtberaubten,  
 Ein Mäuschen gegönnt,  
 Da sitzen die Blinden.  
 Wie sie lauschend die Köpfe strecken!  
 Wie sie gierig die Töne saugen!  
 Wie die blaffen, Leidenschaftlichen,  
 Müden Gesichter sich verklären!  
 O, wie muß bei diesen Klängen  
 Ihnen diese Welt erscheinen,  
 Ueberirdisch, groß und herrlich,  
 Und die Menschheit, die verführte,  
 Göttergleich!  
 Sie, die nie die Sonne sahen,  
 Die nur Nacht und Dunkel kennen,  
 Sehen nimmer auch den tiefen  
 Schatten, der sich langsam breitet,  
 Mit Polypenarm umklammert,  
 Alles, was sich leben heißt,  
 Nicht das scheußliche Gerippe  
 Siegreich seine schwarze Fahne  
 In den Knochenhänden schwingend,  
 Aus den Augenhöhlen grinsend,  
 Wahnsinn, Tod!  
 „Seid umschlungen Millionen!“  
 Wie die Töne jauchzend schwellen,  
 Doch mit ihnen schwillt der Neid  
 In der armen Blinden Herzen.  
 Reiben sie die Sehenden?  
 Ein Sehender bin ich und doch,  
 Wie beneide ich euch, ihr Blinden!

## III.

## Dichterfröning.

Eine Märchenreminiscenz.

Es war einmal ein Dichter, der war 70 Jahre alt geworden — und es war ein deutscher Dichter, das war das Merkwürdige. Er war nicht zuvor verhungert, hatte nicht durch Selbstmord geendet oder war im Elend untergegangen, das ist noch merkwürdiger. Und er war nicht einmal einer von den literarischen Heiligen der höheren Töchterschule, er war nicht ganz süß lilafarbig, er hatte sogar in seiner Jugend Verse geschrieben, in denen etwas von Leidenschaft durchschimmerte und das war das Merkwürdigste. Aber als das Jugendfeuer verloste, da schwamm er auch mit in dem großen, wasserreichen und doch so leichten Strom der deutschen Dichtung älterer Ordnung. Da er nicht ganz so leicht war wie die übrigen, ging es zwar zuweilen schwer mit dem Schwimmen. Und als der Mann nun siebzig Jahre alt geworden, da besann man sich plötzlich auf ihn und zugleich auch darauf, daß nun die Gelegenheit zu einem großen Feste gekommen sei. Man setzte den oft bewährten Jubiläumsapparat in Bewegung und der fungirte vortrefflich.

Es gab Tannenguirlanden und Loaste, schwarze Fräcke und endlose Reden, Ehrenjungfrauen und schlechte Verse, Lorbeertränze und Janfaren und natürlich auch die bekränzte Büste des Gefeierten im Hintergrund, und Alles athmete eitel Begeisterung. Die Jungfrauen errötheten zur rechten Zeit, die guten Freunde des Gefeierten sprachen mit vor Rührung erstickten Stimmen und preßten ihre thränenfeuchten Schnupftücher, der Sängerschor heulte irgend einen vorchristlichen Siegesgesang und die Begrüßungsvorfe klapperten wie Rührträder. Und es erhob sich zuletzt der Beherrscher der curulischen Stühle zu einem langen Sermon. Er sprach von dem

Volke der Dichter und Denker, von dem bekannten „Kainämal“ und von dem Danke der Nation, und in jedem seiner Sätze betonte er dreimal das Wort „deutsch“. „Die Lieder, die das deutsche Volk auf der Straße singt, das ist die echte deutsche Poesie!“ so sprach er und alle erhoben sich, stießen mit den Gläsern an und riefen dreimal „Hoch! hoch! hoch!“

Auch die poetische Kinderschule wollte ihr Sprüchlein anbringen, aber man ließ sie nicht zu Worte kommen.

Inmitten der Menge saß der greise Jubilar. Er wiegte sinnend sein weißes Lockenhaupt und eine Thräne glänzte in seinem Auge. An was er dachte? An seine Jugend, da er bei den guten Freunden mit seinen Versen antichambriren mußte? Wer weiß es? Er dankte mit bewegten Worten und die schlechten Verse klapperten auf's Neue.

Zuletzt kam einer von der Junst der krachlebernen Hosenpoeten und begann den Dichter der Völkerwanderung schnaberhüpfelnd anzudichten. Da schlug ich den Mantel um's Ohr und drückte mich durch die Thüre.

Auf der Straße lag der Mondschein und der Schnee glitzerte. Und wie ich so vor dem Hause stand und den kalten Nachtwind um die heiße Stirne streifen ließ, da kamen ein paar Bursche Arm in Arm die Straße entlang. Leute aus dem deutschen Volke. Sie sangen im Marschschritt, mit lauter Stimme, ein Lied: „Allons enfants, de la patrie!“

„Die Lieder, die das deutsche Volk auf der Straße singt, das ist die echte deutsche Poesie!“ so sprach doch der Redner — und aus dem Saale heraus klang es begeistert: „Hoch! hoch! hoch!“

## IV.

## Prozession.

„Trom, tam, tam!“ so tönt die Trommel.  
 Und's Monocel scharf in's linke  
 Auge pressend tritt der Lieutenant  
 Mit halb rechts vor seinen Zug.  
 „Achtung, präsentirt's Gewehr!“  
 Schwarrt er in der höchsten Lage  
 Seines fettigen Halsfettes.  
 Und im nächsten Augenblicke  
 Blitzen hundert blanke Läufe  
 Klirrend in der Maiensonne.  
 Schmetternde Posaunenstöße,  
 Fahnenwehen, Weihrauchwolken  
 Und ein dumpfes Stimmgesumme  
 Halb Gesänge, halb Gebete  
 Ründen allem Volke, daß sich  
 Naht das Allerheiligste . . . .  
 Erst ein Haufen alter Weiber  
 Monoton Gebete plappernd  
 Und dabei nach allen Seiten  
 Dumm neugierigen Blickes glühend,  
 Dann die hiebern Pustlanten  
 Mit den hiebern rothen Nasen,  
 Dann die Prie:er ernst und würdig,  
 Weltverloren, weltversunken,  
 Schreiten sie voran dem hohen  
 Golddurchwirkten Baldachine  
 Unter dessen bunten Schatten  
 Trägt der Bischof die Monstranz.  
 Alles Volk liegt auf den Knieen.  
 Trom! tam! tam! so tönt die Trommel . . .

Einß vor einem weißen Stiere  
 Mit gefleckter, schwarzer Stirne  
 Beugten sich Egyptens Völker,  
 Vor dem Fetisch, den er selber  
 Sich zum Gotte schnitzte, beugt sich  
 Noch der Südee-Inulaner  
 Und Missionen beugen heute  
 Sich vor Diesem und vor Jenem.  
 Wird die Menschheit sich nach tausend  
 Jahren noch vor etwas beugen?  
 Wer gibt Antwort auf die Frage?  
 Trom, tam, tam! so tödt die Trommel . . .  
 Lu't'ge Stimmchen, helle Kleiderchen,  
 Blumenschmuck in blonden Haaren,  
 Ist das munt're Volk der Kleinen.  
 Witten unter ihnen schreitet  
 Zücht'gen Blicks ein wunderhübsches,  
 Schlankes Kind von 16 Jahren.  
 Wie der Flaum auf Aprikosen  
 Liegt's auf ihren frischen Wangen.  
 Und des jungen Busens Walle  
 Knospet sichtbar unter'm Nieder.  
 Wie des Rosenkranzes Perlen  
 Flink durch ihre Finger gleiten,  
 Wie andächtig sie das kleine  
 Aufgesornte Mäudchen öffnet  
 Zum „Gegrüßt heißt Du, Maria!“  
 Plötzlich stockt sie, tiefe Röthe  
 Deckt ihr Antlig bis zum Halse  
 Und erschrocken in der Kehle  
 Bleibt ihr die „Maria“ stecken.  
 Dort wo eben die Soldaten  
 So steifleinen präsentiren,  
 Dort am Flügel jener junge,  
 Hübsche Mann mit den blutweißen  
 Achselhaaren und dem blonden  
 Bärtchen auf der Oberlippe:  
 Der Logisherr ihrer Mutter!  
 Gestern Abend, als die Mutter  
 Zuß am Sopha eingeschlafen

Kam er nicht zu ihr in's Zimmer?  
 Und — ein süß' Erinnerungschauern  
 Tragt den jungen Mädchenkörper,  
 Daß das ausgewaschne weiße  
 Kleidchen kracht in allen Näthen.  
 Doch, o Gott! sie ruht ja nicht mehr  
 Auf dem Divan, auf dem weichen,  
 Nein, sie schreitet ja im Zuge  
 Der Fronleichnamsprozession.  
 Händig rafft sie die entfall'nen  
 Perlen ihres Rosenkranzes  
 Und die Lippen murmeln wieder  
 Ihr „Gegrüßt seist Du, Maria!“ . . . . .  
 Ueber Sünder und Gerechte,  
 Ueber Schafe, über Böcke  
 Thront das Holzbild des Erlösers  
 Mit den rothen Farbentlegern  
 Statt der tiefen Wundenmale.  
 Mit den leeren Augenhöhlen  
 Starrt er in den lieblich blauen  
 Wunderbaren Maienhimmel. . .  
 Trom, tam, tam! so tönt die Trommel!

## V.

## Auf der Auer Dult.

Sonntags auf der Auer Dult  
 Träng' ich mich durch die Stuben,  
 Trieb sich allerlei Volk umher,  
 Christen, Heiden und Juden.  
 Lauter Gesang und Gejoh! erscholl  
 Aus den dumpfigen Schänken;  
 Sag ja das ganze Philistervolk  
 Drin auf den schmutzigen Bänken.  
 Confectioneusen und Handlungscommis,  
 Behäbige Saujpeksulanten,  
 Metzgermeister, Privatiers  
 Und grinzende Kuppelanten —  
 Soffen und tranken, daß das Fett  
 Tief über die schwulstigen Lippen,  
 Preßten den Arm in wilder Gier  
 Um ihrer Weiber Rippen.  
 Stand ich mitten unter dem Chor  
 Blöb mit traurigem Herzen,  
 Faßte mich tiefer Ekel an  
 Vor den schmierigen Scherzen.  
 Doch ein Gedanke stieg empor,  
 Ließ mir im Hirn keine Ruh':  
 Jene, vor welchen dich Ekel ergreift,  
 Menschen sind es wie du!  
 Was hebt dich denn über sie,  
 Stolzer Geistesritane?  
 Schrießt du Wahrheit und Schönheit auch  
 Auf die zerlöchernte Fahne,  
 Strebst du auch mit fieberndem Hirn  
 Raslos Phantomen zu,  
 Jene bei Maßkrug und Weißwurt sind  
 Glücklicher doch als du!

## VI.

## Die schwarze Schlange.

Juni-Nachmittag! So zwischen ein und zwei Uhr. In der grellen Beleuchtung dehnt sich die Ludwigsstraße noch langweiliger als sonst. Man begreift, daß die Göttin auf dem Siegesthore ihr ehern Antlitz lieber den grünen Pappeln zuwendet. Gedankenverloren schlendere ich die Straße entlang, dem Schienengeleise der Trambahn nach. Plötzlich wird mein Blick festgehalten. Von der ehrwürdigen alma mater herauf bewegt sich auf dem linksseitigen Trottoir in kurzen Windungen ein langes, schwarzes Etwas — langsam schiebt es sich vorwärts, hin und her im schmalen Zickzack, auf und abwogend wie eine Schlange, eine große, schwarze Schlange. — Und sie kommt näher, immer näher. Ich bleibe stehen und schaue. Nun kriecht sie vorüber. Täuschung! Jugendliche Gestalten sind es, die paarweis an mir vorüberschreiten, alle gehüllt in die Farbe der Nacht, des Todes, in das düstere, lichtcheue Schwarz. Unter den breitfrämpigen Hüten lauter junge Gesichter, aber wie verschieden. Die einen gesundheitsstrotzend, roth, blühend, voll Sinnenlust und Lebensfreude, die andern bleich, hohlwangig, asketisch, mit Spuren durchwachter Nächte, die einen intelligent, aufgeweckt, die anderen stupid, nichts sagend, blöde. Die Rekruten des Clerus! Die zukünftigen Bannerträger des Kelotismus! Falsche Propheten, die die Liebe predigen sollten und den Haß säen werden. Arme, junge Herzen wie bedauere ich euch. — Der Zug ist vorüber, ich wende mich, ihm nachzusehen und wieder gleicht er einer Schlange, einer unheimlichen, drohenden Schlange, die sich zwischen all die gepussten, frohen Menschen hindurchwindet — schon tritt alles zur Seite. Wie lange noch wird die schwarze Schlange die Welt umkreisen? — Eben ist sie am Odeonsplatz angelangt und wie sie sich um die Ecke windet, da sieht sie gerade aus wie ein großes, schwarzes Fragezeichen.

R. von Seydlitz.



## Der Tod des Friedens.

Wenn Einer todt gesagt wird, lebt er desto länger, behauptet man. Möge dies sich auch heut' hier bewahrheiten! Immerhin, alle Welt rüht sich auf den Tod des Betreffenden — schon seit Jahren. Die Begräbniskosten, wohl die riesigsten, die je aufgewendet wurden, werden uns Allen seit langen Jahren abgeschöpft. Und darum sei es vergönnt, auch für den kommenden Trauertag die Parentation vorzubereiten. Vorsicht kann ja nicht schaden, und Nekrologe schreibt der kluge Journalist schon bei Lebzeiten des Betreffenden, damit es gedruckt werden kann, ehe jener den letzten Schnauf ergethan. Man schreibt dann mit vorausgekostetem Schmerz mit anticipirten Thränen, ja man skizzirt sich die Begräbnißfeierlichkeiten, entwirft die dabei vorkommenden Volksscenen, läßt ein paar erdrückte Frauen und Kinder aus der dichtgedrängten Zuschauermaße forttragen, läßt ein Pferd scheu werden, läßt die Sonne brennen, oder den Regen in Strömen herabstürzen — eins paßt ja immer; — und endlich sorgt man für Gerüchte über das Testament, Details über Erbschaft, u. s. w.

Wohlgemerkt — wenn der Betreffende ein großer Mann ist. Denn uns andre trifft ja das nicht, wir haben gefälligst selbst für unseren Brocken Unsterblichkeit zu sorgen, — und, unter uns gesagt, wir bemühen uns ja auch enorm darum; nur, daß es nicht immer nach Wunsch gelingt, weil die großen Beispiele oft recht schwer nachzuahmen sind, und nicht jeder ein Sonntagskind ist. Und zweitens, ebenso unter uns gesagt: es ist eigentlich recht beruhigend, zu wissen, daß man in keinem Redactionsarchiv registriert zu lesen steht: N. N. wurde geboren am . . . ., that dies und das, verfehlte das und dies, und starb am . . . . (Das Datum freigelassen.) Denn solch' eine unfertige Nekrologsammlung nimmt sich für die Lebenden immer mehr oder weniger wie ein Sargmagazin aus, an dem doch Jeder

gerne mit abgewandtem Blick vorüberseht, um die halbfertigen Kasten nicht danach betrachten zu müssen, ob einer davon gar vielleicht schon sein eigenes Längenmaß habe!

Aber wir haben es ja heute mit keiner lebenden Person zu thun. Der, von dem wir sprechen, soll nach competenten Urtheilen heute gerade so härengesund und kräftig sein, wie noch nie. Er ist im schönsten Alter — 20 Jahre; — also verletzen wir Niemanden, wenn wir seinen Nekrolog entwerfen, sein Begräbniß skizziren, und von seinem Erben, dem Krieg, sprechen. Wir haben ihn, dessen Lob uns bereits jetzt zu seinen Lebzeiten so viel Steuern kostet, ja Alle gar so lieb. Aber der Teufel soll trauen; der bewußte Dachziegel — wenn er auch nicht vom Haupte eines drohenden thönerneniesen fällt — er kann ihm doch einmal plötzlich den Garaus machen. Und dann wären wir ganz unvorbereitet! Also frisch die Feder gespißt, die Thräne verspißt, und die Phantasie erhitzt!

Der Friede — bekanntlich, nach der Ansicht des Ritter Manfred in der Braut von Messina, ein lieblicher Knabe der gewohnheitsmäßig an murrenden Bächen herumlungerte, — hatte sich seit langem von dieser üblen Gewohnheit einen bösen Rheumatismus geholt. Man redete nicht gern davon, aber es war so. Er war schon lange in der Kur; alle möglichen Pflaster saßen auf ihm, er schluckte Medicamente neuester Sorte, man spritzte ihm Gold ein — aber es half nichts; er bekam überall wieder's Reizen. Nach der Ansicht Anderer ging er an zu schwerer Bekleidung zu Grunde — er trug Panzer als Sommerpaletots, — und noch Andere behaupteten, er sei immer zu arg geschnürt gewesen. — Kurz, die Katastrophe kam nur dem gänzlich Sorglosen, dem Zeitungslosen unerwartet. Denn die Krankenbulletins der Tagesblätter ließen schon lange merken, wie es mit dem holden Jüngling stand.

Armer Kerl! Er stand im schönsten Alter — 20 Jahre. Er fing gerade an, vielversprechende Tachtelwechtel mit Handel und Industrie zu haben, alle Mäusen waren ihm, dem schönen Knaben, wohlgesonnen. Da brach das Verhängniß herein. Man stopfte ihn förmlich mit Eisen. Aber gerade dies brachte ihn um. Er war zuletzt so schwach, daß man das Neufßerste für ihn fürchtete, wenn irgend wo im Auslande sich ein Deroulebernes Geschrei erhob.

Er war eben — gestehen wir's offen — erblich belastet mit *Budgetosis gigantea*. Zuletzt gab man ihm rauchloses Pulver; aber umsonst. Die Aerzte, die schon den bewußten „kranken Mann“ am Bosporus so lange hin und her behandelten, — zuckten schließlich die Achseln, auf welche sie sich alle Verantwortung hatten aufpacken lassen.

Mit furchtbarer Schnelligkeit ging's zu Ende.

Der Sterbende lag in einer dürftigen Bauernstube, aufrichtig beweint von den Bewohnern. Er starb so schnell, daß er kaum Zeit hatte, ein paar Worte zu sprechen; er murmelte nur: „Ihr habt mich Alle nicht verdient!“ — Drehte sich um, und verblüht. —

Der Errichtung eines Testaments war er überhoben. In seiner Familie erbt man ohne Testament. Der Erbe ist — der Krieg.

Des Friedens Vater war der Erfolg, die Mutter die Erbschöpfung. Sie hatten's gut gemeint mit dem Kinde; aber er war in frühester Lebenszeit schon zart und schwächlich gewesen, und das kleinste Schnäbele hätte ihn leicht todttschreien können. — Nun war's aus. —

Wenn bei anderen Todesfällen der letzte Moment von dem Umstehenden mit düstrem Schweigen oder ersticktem Schluchzen begleitet wird — hier war es anders. Zu aller Klage war keine Zeit. Denn mit der Geschwindigkeit eines ostasiatischen Taifun raffelte der Erbe bereits heran, markerschütternd, schonungslos alles zermalmend. Kein Mensch hatte Zeit um den Todten sich weiter zu bekümmern. Der Erbe nahm Alles und Alle in Anspruch. Er sah entsetzlich aus: übermäßig ernährt mit Kanonensfutter, in die neuesten und stärksten Sprengstoffe getleidet, aus einem gezogenen Rohr rauchend, raffelt er daher. Aber merkwürdig: Der Gewaltige sieht auch nicht aus, als wenn er lange leben könnte. Wenn er einmal die Augen schließt — sein Erbe, der nächste Friede, wird keine Waffen mehr zu tragen brauchen — zunächst aus Schwäche, später vielleicht aus Vernunft.

Und sofort nimmt der Krieg Besitz von seinem gesammten Erbe. Es geht los. Und zwar so schnell, daß die Feder nicht nachkommen kann und alles stenographirt werden muß. Stenographirte Berichte an die Blätter zu senden und dort gemächlich in Drucksaß umzu-

wandeln, geht nicht mehr; bis es gedruckt ist, ist's längst nicht mehr wahr. Also wird entweder Spezialtelefon nach jeder Redaction gelegt, oder der stenographische Bericht mittelst neuen Verfahrens sofort als solcher abtelegraphirt. Dort, in der Druckerei, wird ein Phonotypotachygraph, Patent Edison, eingeschaltet, und so alles gleich selbstthätig gesetzt und gedruckt.

Oft passiert's, daß das Feldtelefon mitten im Bericht des Reporters ein kräftiges: „Dum!“ ertönen läßt und dann plötzlich schweigt. Der Berichterstatter ist dann eben in die Luft geflogen. Um hiergegen eine Versicherung zu haben, werden an besten alle Berichterstatter sich zu einem Verein, einer Centralschlachtbummelgesellschaft zusammenthun; hat das Melinit des Feindes Einen weggeblasen, so springt schnell der Andere ein. Für die Hinterbliebenen der melinitirten Journalisten ist durch eine großartige Versicherungsanstalt gesorgt, der der große Wippchen vorsteht, und die, vermutlich auf seinen Vorschlag, den Namen „Bellona pittoresca“ führt.

Und nun liefert alles: England Waffen, Deutschland Schlachten, die Berichterstatter Berichte. Geliefert wird nur Einer: — der Feind!

— — — — —

So! Und nun mag der Friede zu Grabe gehen, wann er will. Wir sind gerüstet; der Nekrolog ist vorbereitet bis auf's Datum. Und nun eine frische Maß auf's ewige Wohl des Todtgeagten! Er lebe! Profit!



frank Wedekind.



## I.

## Confession.

Ich bin ein Mensch von Fleisch und Blut,  
 Ich fange keine Grillen,  
 Ich muß des Leibes Durst so gut  
 Wie den der Seele stillen.

Begeistert schwing' ich mich empor  
 Zu Gott in schwacher Stunde;  
 Und bin ich stark, heb' ich den Flor  
 Von ew'ger Lobeswunde.

Weit öffnet sich der Arme Paar  
 Gleich hellen Tempelpforten;  
 Ich rufe schweigend vom Altar,  
 Ich bete nicht in Worten.

## II.

## Coralie.

Wie dort durch der Brandung Rissen  
 Sich erstreckt der Hasendamm,  
 Also streck' auch ich mich zwischen  
 Dich und deinen Bräutigam.

Auf neutralem Boden schlummern  
 Bietet mir besondern Reiz,  
 Wie das Leben zwischen Pannern  
 Und Keapel in der Schweiz.

Eifrig krabbelt's über'n Rücken,  
 Schlossenschauer jüht' ich nah — !  
 Hingestreckt vor meinen Blicken  
 Feurig winkt Italia!

## III.

## Mina's Kochschule.

Daß in deinem Engelsköpfchen  
 So viel Teufelei rumort,  
 Hält' ich nimmer ahnen können,  
 Aber deine Rüsse brennen  
 Wie kein Höllenfeuer schmort.

Deiner Seele heiße Sance  
 Gießt sich prasselnd auf mich aus:  
 Mit den neuesten Apparaten  
 Wird' ich Aermster ausgebraten,  
 Ein bejammernswerter Schmaus.

Schließlich öffnest du die Brust mir  
 Und tranchierst mein dampfend Herz,  
 Weidest dich an seinem Pochen,  
 Wie's zerrissen und zerstochen  
 Und in Stücke sprang vor Schmerz.

## IV.

## Krisis.

Und nun ist es doch gekommen  
 Trotz des wilden Sinn's im Köpfchen,  
 Und wir haben von dem Löpschen  
 Kühn den Deckel abgenommen.

Schwüler Paradiesesbrodem  
 Stieg uns kitzelnd in die Nase,  
 Dennoch bangt ich wie ein Hase  
 Vor dem Pechgeruch von Sodom.

Zwei von heißer Gluth erfüllte  
 Mitternächtl'ich helle Sterne  
 Blinken träumend in die Ferne,  
 Die sich scheu in Nebel hüllte.

## V.

## Gespenst.

Gestern dacht' ich eines Kusses,  
 Wie ihn deine Mutter gab.  
 In Erinnerung des Genusses  
 Leckt' ich mir die Lippen ab.

Nach das war so heiß, so hastig,  
 Daß, ich weiß nicht wie's geschah,  
 Plötzlich ich sie selbst leibhaftig  
 Wieder bei mir sitzen sah —

Kauschte wie sie sang und lachte,  
 Manch' verheißungsvolles Wort,  
 Aber als ich dein gedachte,  
 War sie plötzlich wieder fort.

## VI.

## Christine.

Bessern soll ich mich? — O Himmel,  
 Wie werd' ich wohl besser!  
 Eher reiten schwarze Schimmel  
 Weiße Menschenfresser,  
 Eh' ein solcher Kauz wie ich  
 In sich geht und bessert sich!

Nein, mein Fräulein, ich verzichte  
 Auf die Tugendpalme,  
 Schreibe meine Nordgedichte  
 Tief im Tabaksqualme,  
 Bis der Satan kommt und spricht:  
 Weg mit dir, du Bösewicht!

Ja, mich wird der Teufel holen  
 Früher oder später,  
 Und ich Keruster muß verkohlen  
 Unter Schmerzgezeter.  
 Haut und Haar und Fleisch und Bein,  
 Alles muß gebraten sein.

Und die Höllebrut wird lachend  
Meine Glieder speißen  
Und daraus Coteletten machend  
Selig sie genießen,  
Während ich am Marterrost  
Winde mich und lalle Proßt.

Sie indessen wandeln lieblich  
In der Engel Schaaren,  
Blumen tragend wie dort üblich  
In gelockten Haaren,  
Und das ganze Angeßicht  
Angestrahlt von Himmelslicht.

Seh'n sie nun, wie weit geschieden  
Unser beider Pfade;  
Ihnen eines Gartens Frieden,  
Mir die Promenade,  
Wo man sich bei jedem Schritt  
Auf die Hühneraugen tritt.

Ihnen freundliche Erbarmung,  
Mir der Waffen Blinken  
Und des wilden Bär's Umarmung,  
Ihnen seine Schinken;  
Mir des Feind's entmenschter Streit,  
Ihnen seine Menschlichkeit.

## VII.

## Pech.

Wenn mir dereinst von dieser Senche  
 Genesung wird im kühlen Grab,  
 Dann sei, daß Jung und Alt entleuche,  
 Mein Denkmal eine Vogelscheuche,  
 Mein Hut auf meinem Bettelstab.

Der Hut war schwarz und breitgerändert,  
 Im Herbst herrlich grün umlaubt.  
 Wie hat das Cleub ihn verändert!  
 Nun deckt er staubig, grau, entbändert  
 Mein müdes, frühgebeugtes Haupt.

Den Nacken hielt ich friedlich nieder,  
 Bis ich der Unschuld frommen Schlaf  
 Gefährdet fand von gift'ger Hyder.  
 Ich schlug, daß ich die eig'nen Glieder  
 Mit grauenvollstem Fluche traf.

Zur Senche, d'ran ich langsam rieche,  
 Ward mir des Ungeheuers Gift:  
 Der gräßlichste der Erdenflüche;  
 Ich wankte hin, ich ächzte, krieche  
 Bis mich im Tod Erlösung trifft.

## VIII.

## Nemesis.

Was ich gethan, das läßt sich nicht bessern;  
 Es läßt das Gewissen sich nicht verwässern;  
 Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand  
 Und fühle des Schicksals zermalmende Hand.

Der Muth verjagt, es wachsen die Schmerzen,  
 Und öd' und trostlos wird's im Herzen.  
 Ich bin vernichtet, ich bin verdammt,  
 Ringsher von Racheglutthen umflammt.

Wenn jetzt mich Irfsinn umjinge,  
 Wenn ich verkappt in den Himmel ginge,  
 Verschlossen ward mir die Seligkeit;  
 Ich schliche mich ein im Schellenkleid —

Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen.  
 Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen,  
 Allein das Herz, das Herz in der Brust  
 Ist sich unendlicher Schuld bewußt.



1234567890 + 1234567890 = 2469135780

## Inhalt:

### Otto Julius Bierbaum:

Waschermadlhistorie . . . . .	Seite: 7
Ein Menzett . . . . .	23
Meine Sonne a. D. . . . .	24

### Julius Brand:

Der bucklige Toni. Eine Skizze	27
Gedichte: Luzifer . . . . .	32
Gleiches Schicksal	33
Der Sonne entgegen . . . . .	34
An einen schiefgewachsenen Baum	35

### Anna Croissant-Rust:

Gertrand. Novelle . . . . .	39
Sommer . . . . .	48

### M. G. Conrad:

Jenseits. Novellistische Seelenstudie . . . . .	53
Gedichte: Mara Motter . . . . .	72
Meinem Vater . . . . .	77
Meinem Sohn Erwin . . . . .	77
Die gute Haut. Novellistische Skizze . . . . .	81

### Hanns von Gumppenberg:

Die arme Misa. Eine Lebensstudie . . . . .	93
Stand . . . . .	102
Die Entdeckung (nach Hermann Vahr) . . . . .	103

### Oskar Panizza:

Das Verbrechen in Tavistock. Square . . . . .	Seite: 109
Beelzebub . . . . .	119

### Ludwig Scharf:

Wildrose. Ein Liebesintermezzo	125
Menschen, Helden und Götter	128
Saturn . . . . .	130
Oft will's mir im Leben dünken	131

### Julius Schaumberger:

„Eu—Eu—Eulaliah . . . . .“	135
Ihr Ausgang . . . . .	142

### Georg Schaumberg:

Münchener Luft. Stimmungsbilder . . . . .	149
---	-----

### H. von Seydlitz:

Der Tod des Friedens . . . . .	161
--------------------------------	-----

### Frank Wedekind:

Gedichte: Confession . . . . .	167
Coralie . . . . .	167
Mina's Kochschule	168
Krisis . . . . .	169
Gespenst . . . . .	169
Christine . . . . .	170
Pech . . . . .	172
Nemesis . . . . .	173









300





UNIVERSITY OF MINNESOTA

830 M72

Modernes Leben, ein Sammelbuch der M. u. u. c.



3 1951 002 066 348 R

**WILSON  
ANNEX**

